

DIE WELTWOCH



Schweiz und Europa: Der Alleingang stirbt

Zwanzig Jahre nach dem Nein zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR).
Von Peter Bodenmann

Millionen-Skandal in Zug

Finanzvorstand Ivo Romer (FDP) leerte das Konto einer hochbetagten Witwe.
Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Von Philipp Gut


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

4 194407 004900

4 8



WORLDCLASS TRAVELERS

David Beckham. Ein Mann von Welt, der sich der Perfektion verschrieben hat. Der Präzision und dem Stil. Eine Legende, die High Performance zelebriert. Am Handgelenk die Breitling Transocean Chronograph Unitime, die ultimative Reiseuhr mit von der COSC offiziell Chronometer-zertifiziertem Manufakturkaliber B05 und 5-jähriger Breitling Garantie. Automatischer Hochleistungschronograf. Patentierter Universalzeitmechanismus mit ständiger Zeitanzeige aller 24 Zeitzonen und ultrabediensfreundlichem Korrektursystem über die Krone. Komfort und Eleganz für First-Class-Reisen. Von Breitling.



CHF 10'740.- unverbindlicher Richtpreis

BEYER

UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG • BAHNHOFSTRASSE 31 • ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Intern

Am 26. Oktober führte die Zuger Staatsanwaltschaft im Kantonshauptort gleichzeitig drei Hausdurchsuchungen durch: in einer Privatwohnung nahe dem See, bei der Finanzberatungsfirma Fidustra SA sowie im Stadthaus, dem Sitz der Regierung. Im Visier der Ermittler steht Ivo Romer (FDP), Stadtrat und Vorsteher des Finanzdepartements. Romer wird vorgeworfen, das Vertrauen einer hochbetagten Dame aus angesehenen Familie ausgenutzt und mutmasslich Millionen zu seinen eigenen Gunsten abgezweigt zu haben. Philipp Gut hat den spektakulären Fall, der bisher nicht an



Hausdurchsuchung: Finanzvorstand Romer.

die Öffentlichkeit gedungen ist, aufgrund von Bankdaten, Steuererklärungen und weiteren Dokumenten recherchiert. **Seite 26**

Letzte Woche war der deutsche Ökonom und Bestsellerautor Thilo Sarrazin («Deutschland schafft sich ab») für einen öffentlichen Vortrag zu Gast in Zürich. Eingeladen hatte der Zürcher Efficiency Club unter seinem rührigen Präsidenten Guido Persterer. Sarrazin sprach vor vollem Saal im Hotel «Widder» und legte dar, weshalb es seiner Ansicht nach den Euro in Europa gar nicht brauche. Als ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und ehemaliger Finanzpolitiker bewegte sich Sarrazin in höchst vertrautem Gelände. Am Tag nach seinem Auftritt traf sich Sarrazin zu einem längeren Frühstück mit *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel, um die Thesen des Vortrags in einem Interview zu vertiefen. Es wurde eine so lehrreiche wie vergnügliche Begegnung. **Seite 30**

Dass Politiker sich um diverse Gärten kümmern, ist bekannt, dass aber einer, der ein Journalistenleben lang über Politik geschrieben hat und auch sechzehn Jahre im Zürcher Kantonsrat selbst Politik gemacht hat, nun vor allem über Gärten schreibt – in Kolumnen und Büchern – und seinen eigenen Garten bestellt, ist eher selten. Andreas Honegger ist nach eigenem Bekunden ein angefressener Gärtner



Elegant: Garten von Autor Honegger.

und Pflanzensammler, seine Frau Mina trotzt ihm zum Ausgleich eine elegante Gestaltung des Grüns ab, damit kein unübersichtlicher Dschungel entsteht. Sein aktuelles Buch ist ein Porträt des eigenen Gartens. In dieser Ausgabe schreibt er über die diversen Typen von Schweizer Gärten und die Typen, die diese Gärten verantworten müssen. **Seite 42**

Der Harvard-Ökonom James Robinson hat zusammen mit Daron Acemoglu vom MIT einen Bestseller geschrieben, der die Gelehrtenwelt bewegt: «Why Nations Fail» (Weshalb Nationen versagen). Das Buch soll eine neue Erklärung für eine alte Frage geben. Weder das Klima noch die Kultur, noch fehlendes Know-how, noch das Vorhandensein von Rohstoffen entscheiden über Reichtum oder Armut eines Landes, sondern ausschliesslich die Politik, weil sie die Qualität der Institutionen bestimmt. Das Buch löst kontroverse Reaktionen aus. Es vereinfacht komplexe Zusammenhänge unerlaubt stark, wirft man den Autoren vor. Pierre Heumann sprach in Cambridge mit Robinson. In der nächsten Woche setzen wir die Debatte fort. Urs Gehriger befragt Robert D. Kaplan, Autor von «The Revenge of Geography», der die Geopolitik ins Zentrum rückt. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

18
81
meister
COLLECTION



Brosche | Schale | Ring

Entworfen und hergestellt in den Ateliers von Meister Zürich

18
81
meister
ZÜRICH

Juwelen, Bahnhofstrasse 33, 8001 Zürich
Silber & Tafelkultur, Augustinergasse 17, 8001 Zürich
www.meister-zurich.ch

ALWAYS ON TARGET !



Navigator

Ref. 6-5007.04.007

Gehäuse und Band aus Edelstahl

Chrono- und Alarmfunktionen

wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)

Swiss Made



SWISS MILITARY
HANOWA

Weitere Informationen und Verkaufsstellen:

www.swissmilitary.ch

Hanowa AG, Solothurn, Tel. 032 329 39 80, info@hanowa.ch

Wir 1992er

Unsere Sympathien für den EWR waren das Resultat intellektueller Faulheit. Die angeblichen Bünzli und Hinterwäldler hatten recht.

Von Roger Köppel

Noch heute werweisen Journalisten und Politikversteher, warum die Schweiz vor zwanzig Jahren trotz überwältigender Lufthoheit der Befürworter nicht dem Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) beitrug. Die Ja-Propaganda in den Zeitungen war erdrückend. Auf der Gegenseite treichelte und polterte ein für Studenten und Fortschrittliche unwählbarer Zürcher Nationalrat namens Christoph Blocher, die Galionsfigur eines Aufstands der Bünzli, der Dummen und der Rückständigen. Es gab damals kein Tischgespräch, keine Abendrunde, keine Diskussion unter Freunden, an der man den Schweizer EWR-Beitritt nicht für eine unumstössliche Tatsache gehalten hätte. Ein Todesstreifen der Intoleranz sicherte den Konsens. Und ja, natürlich galt uns der EWR als «Trainingslager» für einen Beitritt zur Europäischen Union, die noch Europäische Gemeinschaft hiess. Der EWR war die Vorstufe zur EU. Auch deshalb waren wir dafür.

Alles, was nach Schweiz roch, verströmte den süsslichen Geruch der Verwesung. «La Suisse n'existe pas», lautete der offizielle Selbstmord-Slogan an der Weltausstellung in Sevilla 1992. Aussenminister René Felber (SP) ergänzte: «Le mot *Sonderfall*, je ne veux plus l'entendre.» Die Schweiz war das endgültige Auslaufmodell, eine Staatsleiche aus dem Kalten Krieg, der nach dem Einsturz der Berliner Mauer der wundervollen Aussicht auf den ewigen Frieden ohne Nationen, ohne Grenzen und ohne Armeen gewichen war. Aus intellektueller Sicht war die Schweiz eine geranienvierte Lebenslüge, an die nicht einmal mehr die Bürgerlichen glaubten. Wie hatte es anlässlich der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft der granitfreisinnige Unternehmensführer Ueli Bremi formuliert? Die Schweiz müsse sich Europa öffnen, sonst werde der Sonderfall zum Sonderling. Wenn der höchste Freisinnige so sprach, konnten wir nicht falsch liegen. Es war so unglaublich provinziell, kleinkariert und peinlich, Schweizer zu sein.

Unsere Begeisterung für Europa fusste auf selbstbewusster Oberflächlichkeit. Von der EU wussten wir nichts. Den EWR bejahten wir, weil wir uns in der Bejahung weltoffen und rebellisch fühlten. Die EU war das perfekte Gegenbild zu dem, was wir damals für die Schweiz hielten. Die Schweiz war abgestan-



«Im Namen des Sachzwangs.»

den, verschimmelt, «uncool». Die Dürftigkeit der Argumente ist im Rückblick erschreckend. Es ging um Befindlichkeiten, um die Abgrenzung von etwas, das einen derart absties, dass man sich mit der Alternative, um sie attraktiv zu finden, gar nicht ernsthaft befassen musste.

Ich unterstelle, dass alle meine Studienkollegen, die sich für den EWR entschieden ins Zeug legten als ich, keine Ahnung hatten, warum sie die EU eigentlich so gut fanden. Es herrschte eine Stimmung wie unter reichen Erben, die, besetzt von diffusem Zorn, das Erbe ihrer Grosseltern zum Fenster hinauswerfen wollten und sich dabei kühn vorkamen. Die EU- und EWR-Begeisterung war, unter uns, eine wohlstandsgeborene Spielerei, der man sich hingab, weil man es sich leisten zu können glaubte. Als am Abend des 6. Dezember 1992 Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz das Nein verkündete, als ob er sein eigenes Todesurteil verlesen hätte, waren wir fassungslos. Wir waren das Opfer unserer eigenen intellektuellen Bequemlichkeit geworden und der kollektiven Hirnwäsche durch die Medien.

Und heute? Älter geworden und besser informiert, muss man den Bünzlis und Treichelschwingern, den angeblichen Primitivschweizern und Hinterwäldlern dankbar sein, dass sie den Weitblick und den Realitätssinn hatten, den Weg der Schweiz ins europäische «Trainingslager» abzublocken. Sie sahen besser und klarer als die Klugen und Differenzierten, von denen sie belächelt wurden, dass diese EU mitsamt ihrem EWR eine kopfgeborene Fehlkonstruktion war, eine Kriegserklärung an den gesunden Menschenverstand und eine Absage an die jahrhundertealte Tradition der Demokratie in der Schweiz. Man wundert sich, wie es überhaupt möglich war, dass sich

so viele Schweizer auf dieses Experiment einlassen wollten.

Die Schweiz ist erfolgreich, weil sie die Interessen der Bürger über die Interessen der Politiker stellt. Das ist die Genialität der direkten Demokratie. Wir stimmen über die Dinge ab, die uns betreffen. In der EU ist es umgekehrt: Das «supranationale» Gebilde, das weder Fisch noch Vogel, weder Staatenbund noch Bundesstaat ist, dient den Interessen der Politiker und Funktionäre, die ohne lästigen Widerspruch von unten walten wollen. Die Schweiz ist eine Demokratie, in der das Volk tatsächlich entscheidet. Die EU nennt sich Demokratie, obschon das Volk nichts zu sagen hat. Damit ist auch der entscheidende Interessengegensatz erkennbar, der die Schweizer Politik seit der EWR-Abstimmung augenfällig prägt: Die gewöhnlichen Leute sind gegen die EU, weil sie gemerkt haben, dass sie in der EU ihre Entscheidungsmacht verlieren. Umgekehrt sehen Politiker und Beamte in der EU zu Recht ein Instrument zur reibungsloseren Verwirklichung ihrer Wünsche. Unten gegen oben: Nicht Romantik und Ideologie prägen die Haltungen, es sind handfeste Interessen, an denen sich die Lager scheiden. In der EU profitieren die Politiker.

Eigentlich sollte es eine *Classe politique* in der Schweiz nicht geben. Das Milizsystem sollte die Entzweiung zwischen Volk und Elite verhindern. Doch die Spaltung ist Tatsache. Sie zieht sich durch alle Parteien. Deshalb ist beim Bürger verschärfte Wachsamkeit gefragt: Die Enttäuschten von 1992 schlagen heute als feurige «Bilateralisten» zurück. Sie geben vor, die Schweizer Unabhängigkeit zu verteidigen, doch im Grunde haben sie nur einen schlaun, unehrlicheren Weg gefunden, die Schweiz am Volk vorbei in das faszinierende Konstrukt hineinzuführen. Ob sie aus Überzeugung oder Willensschwäche handeln, braucht uns nicht zu interessieren: Die bilaterale Verschmelzung ist im Gang. Ist die Schweiz erst eng genug herangerückt, kann sie, so die Logik der Verschmelzer, doch gleich ganz beitreten: Entmachtung des Bürgers im Namen des Sachzwangs.

Auch die Schweizer sind verführbar, und am verführbarsten sind die Leute, die sich für die Klügsten und die Hellsten halten. Gerade deshalb ist es beruhigend, in einem Staat zu leben, der jede noch so brillante Eingebung dem Härtesten von Abstimmungen aussetzt, an denen sich die grösstmögliche Zahl von Leuten beteiligt, die von den Auswirkungen am direktesten betroffen wären. Die direkte, bürgernahe Demokratie sorgt dafür, dass die Politik einen gewissen Bezug zur Wirklichkeit nicht verliert. Die Geschichte der EU und des Euro ist demgegenüber ein Musterbeispiel für die Bezauberungskraft von genialen Ideen, die im richtigen Leben scheitern. Auch in Zukunft bleibt es vernünftig, Schweizer zu sein.



«Aufregend»: Sportreporterin Buchli. Seite 50



Enfant terrible: Regisseur Kusturica. Seite 44



Vor zwanzig Jahren: Nein zum EWR. Seite 34



Widerborstig: Kanton Wallis. Seite 52

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Schule Das Experiment geht weiter

9 Im Auge Vanessa-Mae, Schneewittchen

10 Religion Katholiken in der Mehrheit

10 Banken Die Finma geht zu weit

13 Personenkontrolle Mader, Strik, Fehr, Menna

13 Nachruf Larry Hagman, «Dallas»-Star

14 Gestern Fiche, morgen Excel-Tabelle

Die Profiteure des automatischen Bankdaten-Austausches

16 Thurgau 11-Millionen-Auftrag für das Kunstmuseum

17 Wirtschaft Das Geheimnis der Altersvorsorge

17 Die Deutschen Integrierte Opfer

18 Ausland Politische Klippen in Washington

20 Mörgeli Deutschlands beste Verbündete

20 Bodenmann Mittelstand im Schwitzkasten

23 Medien Zahlen zum Zeitungssterben

23 Kostenkontrolle 30 000 Franken für ein Leichtwindrad

24 Leserbrief/Darf man das?

Hintergrund

26 Millionen-Skandal in Zug

Dem Zuger Finanzvorstand Ivo Romer wird vorgeworfen, das Vertrauen einer betagten Dame ausgenützt zu haben

30 «Eine Kopfgeburt»

Ex-Bundesbanker und Bestseller-Autor Thilo Sarrazin über die inneren Widersprüche des Euro

32 Nobelpreise: Warum kaum Frauen?

Wie Forscher das Phänomen erklären

34 Schweiz und Europa: Der Alleingang stirbt

Zwanzig Jahre nach dem EWR-Nein: Essay des damaligen SP-Präsidenten Peter Bodenmann

39 Personenfreizügigkeit Macht sie uns wirklich reicher?

40 Der böse «schwarze Sonntag»

Die Kluft zwischen Volk und Regierung wird grösser

42 Schweizer Gartenlust und -frust

Rückblick auf die ablaufende Gartensaison

44 «Lasst mich euer Monster sein»

Gespräch mit dem serbischen Regisseur Emir Kusturica

48 Ägypten Präsident Mursi stellt sich über das Gesetz

49 Pop Kleine Hymne auf Bryan Ferry

50 «D Steffii Buchlii»

Unterwegs mit der auffälligsten Schweizer Sportreporterin

52 Aufstand im Durcheinandertal

Das Wallis verteidigt seine eigenwillige Raumplanung

54 Im kleinen Kreis der Erlauchten

Der neue Präsident des Gerichtshofs für Menschenrechte

56 Alice im Mutterkreuz

Autorin Miriam Gebhardt rechnet mit Alice Schwarzer ab



«Bodenschätze sind kein Garant für Reichtum»: Harvard-Ökonom James Robinson. Seite 58

Interview

58 «Weil die Weissen Gewehre hatten»

Weshalb ist der Norden reich und der Süden arm? Dafür sind weder Arbeitsmoral noch Geografie ausschlaggebend, sagt Harvard-Professor James Robinson

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur «The Little Black Jacket» von Karl Lagerfeld

64 Am Schluss gibt's Kollekte

Sie füllen Säle und sind das politische Sprachrohr der urbanen Linken: die Helden der Schweizer Provinzliteratur

65 Jazz Dave Liebman

66 Top 10

66 Kino «Cloud Atlas»

67 Fernseh-Kritik «Kassensturz»

68 Namen Frauenpower am «Ladie's Lunch» und ein KMU-Jubiläum

69 MvH Mein Kabinett

69 Gesellschaft Kalte Krieger

71 Thiel Die vier Eidgenossen

71 Wein Szapary Eisenberg DAC Reserve 2010

72 Zu Tisch Küchengeräte, die man wirklich braucht, Teil II

73 Auto Jaguar XF Sportbrake V6 Diesel S

74 Hochzeit Frence und Paige Fearnley

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hohenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Der optimale Start ins Anlegen. UBS Anlageplan.



**Jetzt den UBS Anlageplan abschliessen
und von 2% Zins profitieren.**
Erfahren Sie mehr unter 0800 868 402 oder
www.ubs.com/anlageplan

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 2012 kommen Sie in den Genuss eines besonders attraktiven Anlageangebotes. Zahlen Sie einen Anlagebetrag von mindestens 10 000 Franken bzw. Euro in den UBS Anlageplan ein und investieren Sie so über 24 Monate eine gleichbleibende Summe in den von Ihnen ausgewählten UBS Anlagefonds. Nebst dem Spezialzins von 2% auf der noch nicht investierten Einlage partizipieren Sie an der Entwicklung der Finanzmärkte. Sie haben so die Chance, von langfristig höheren Erträgen zu profitieren.

Wir beraten Sie gerne.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



Das Experiment geht weiter

Von Lucien Scherrer — Die Zürcher Stimmbürger haben den jüngsten Reformplänen von Bildungsdirektorin Regine Aeppli eine Abfuhr erteilt. Die Bildungsturbos kümmert's wenig.



«Enttäuscht»: Regierungsrätin Aeppli.

Es herrsche eine «gewisse Skepsis gegenüber Strukturreformen» an der Schule, sagte die Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aeppli (SP) am letzten Sonntag. So kann man eine schallende Ohrfeige auch umschreiben. Denn die Stimmbürger hatten soeben ein Lieblingsprojekt der Bildungsdirektorin, die Grundstufe, versenkt. Mickrige 28,7 Prozent der Stimmenden votierten für die Prima-Initiative, die eine flächendeckende Einführung dieses Modells verlangte. Auch einem Gegenvorschlag des Kantonsrates, der den Gemeinden die Wahl des Schulmodells selber überlassen hätte, erteilte der Souverän eine klare Absage (54 Prozent Nein). Damit werden 27 Gemeinden im Kanton gezwungen, laufende Pilotversuche im nächsten Schuljahr zu beenden.

Genialität verkannt

Das Grundstufen-Modell war der jüngste Versuch der Bildungsdirektion, eine bessere Schulwelt zu schaffen. Kindergärtler und Erstklässler sollten gemeinsam unterrichtet werden, angeblich eine Voraussetzung für bessere Leistungen und glücklichere Kinder. Doch nach dem Abstimmungsdebakel ist eigentlich nur eines klar: In der Bevölkerung herrscht nicht eine «gewisse», sondern eine gewaltige Skepsis gegenüber Schulreformen, deren Nut-

zen bestenfalls auf dem Papier bewiesen ist (im Fall der Grundstufe gab es nicht mal das, denn eine Studie konnte vor zwei Jahren trotz allem Wohlwollen keine Vorteile erkennen). Für die Reformer in der Bildungsdirektion ist das offenbar kein Grund, ihren Eifer zu hinterfragen. Regine Aeppli zeigte sich vielmehr «enttäuscht» über das Verdikt der Stimmbürger, weil diese die Genialität ihres Vorschlags nicht erkannt hatten. Könnte es sein, dass sie selber die Zeichen der Zeit verkennt?

Unruhe im Klassenzimmer steigt

2011 entschieden die Stimmbürger, dass an Kindergärten wieder grundsätzlich Mundart gesprochen werden muss und kippten damit einen Beschluss der Bildungsdirektion. 2010 versenkten Schulgemeinden und Lehrverbände Aepplis Sonderpädagogik-Konzept, das die Schulen gezwungen hätte, alle Kinder – vom Hochbegabten bis zum Lernbehinderten – in Regelklassen zu unterrichten. Trotz der Abfuhr wurde grundsätzlich am Konzept der Integration festgehalten.

Die Theorie klingt auch hier gut: Je mehr gemischt und gemeinsam «gefördert» wird, desto besser werden alle Kinder. Beweise gibt es bislang keine, ausser dass die Unruhe in den Klassenzimmern tendenziell steigt. Selbst Aepplis ältestes Erfolgsprojekt, die Einführung des Frühenglisch (2004), ist bis heute umstritten. Denn die schöne Theorie, dass der mehrsprachige Unterricht in der Unterstufe mehr Sprachbegabte hervorbringt, hat sich nicht bewahrt. Dafür klagen Lehrer über wenig Zeit und überforderte Schüler.

Das Muster ist immer gleich: In der Theorie hören sich die Experimente mit der Schule fantastisch an, in der Praxis schaffen sie eher mehr Probleme, als sie lösen. Was die Bildungsbürokraten jedoch nicht davon abhält, immer weiter am Schulsystem herumzuschrauben. Wer glaubt, dass ihr Reformeifer mit der Abfuhr für die Grundstufe erlahmt ist, könnte sich täuschen.

So wird bereits mit altersdurchmischten Klassen experimentiert, welche die Jahrgangsklassen ablösen sollen. Dahinter steckt derselbe intellektuelle Traum wie hinter der Grundstufe: Es sollen grosse Klassen geschaffen werden, in denen alle voneinander profitieren und von mehreren Lehrpersonen individuell gefördert werden. Wie viele Abstimmungsniederlagen braucht es wohl noch, um ihn zu beerdigen?

Fiedeln und einfädeln



Vanessa-Mae, Schneewittchen.

Es ist ihr bitterer Ernst und Ehrgeiz und keine Marketing-Idee, obwohl vielleicht noch eine daraus wird. Sie will 2014 bei den Olympischen Winterspielen in Sotschi im Slalom und Riesenslalom starten. Für die bekannte Wintersportnation Thailand.

Als Miss Violine hat die mandeläugige Virtuosa Vanessa-Mae, weniger bekannt unter ihrem vollen Namen Vanessa-Mae Vanakorn Nicholson, die schöne Klassik unters Volk gebracht mit schätzungsweise 40 Millionen Tonträgern. Was zum Teufel hat sie zur Idee verführt, ihre Röckchen und High Heels mit gepolsterten Plastikanzügen, Knieschonern und klobigen Skischuhen zu vertauschen und sich in Schneewittchen mit Sturzhelm zu verwandeln?

Sie sei mit vier Jahren erstmals auf Ski gestanden, sagt sie, zur gleichen Zeit begann sie Geige zu spielen. Für das musikalische Wunderkind und seine sensiblen Hände war Skifahren zu riskant, ihre Mutter und Managerin-Gluckhenne verbot es ihr, aber mit vierzehn wollte sie von der Bühne runter und Skilehrerin werden. Sie brach dann aus in die Popmusik, die ihr zweites Standbein wurde, und geblieben ist ihre grosse Liebe für den Winter als die schönste der Vivaldi-Jahreszeiten.

Als an einem Konzert in Zürich ihre Guadagnini-Geige kaputtging, reiste sie während der Reparatur mit ihrem Freund Lionel fünf Tage nach «Sermätt», Zermatt, und es war der Beginn eines lange entsagten Skitraumes. Seit 2009 ist sie offiziell gemeldet am Fuss des Matterhorns, und dort läutet um fünf Uhr der Wecker, um halb sieben steht sie in der Seilbahn auf den Gletscher und übt bis ein Uhr mit dem Privattrainer im Wald der Slalomstangen.

«Ich bin jetzt 34, das ist meine letzte Gelegenheit», sagt sie. Im Januar will sie ihre ersten Renntests bestreiten. Ihr Vater ist Thai, die Mutter Chinesin, vom Stiefvater hat sie einen britischen Pass, und beim Internationalen Skiverband bestätigen sie, dass Vanessa-Mae eine Lizenz für Thailand gelöst hat. Ihr Kampf gegen das Einfädeln kann beginnen.

Peter Hartmann

Gute Arbeit

Von Peter Ruch — Katholiken sind in Zürich in der Mehrheit. Ist das der Niedergang der Christenheit?

Hört man die neuesten Zahlen über die Protestanten in der Zwinglistadt, so kommt in einem die Frage auf: Wann erreichen die Protestanten den Nullpunkt? Interessanter jedoch ist eine andere Frage: Bedeutet dieser Schwund den Niedergang des Christentums? Ein Blick in die Bibel lohnt sich. Im Alten Testament verkörpert Israel das Volk Gottes. Es konstituiert sich beim Auszug aus Ägypten und etabliert sich später als Staat mit Königspalast und Tempel – fast wie eine orientalische Hochkultur. Aussergewöhnlich ist, dass Israel seine politische und kultische Mitte mehrmals verliert. Im sechsten Jahrhundert überrennen die Babylonier Jerusalem und verschleppen die Elite nach Mesopotamien. Dieser Albtraum hätte das Ende des Judentums bedeuten müssen. Stattdessen erlebte es eine Metamorphose: Die Synagoge ersetzte den Tempel, der Rabbiner den Priester, und wichtige Propheten traten auf.

Platz für Eingebungen

Nach der Rückkehr der Juden nach Jerusalem erlebte der jüdische Tempel eine Renaissance. Zur Zeitenwende wurde er von Herodes ausgebaut in nie dagewesener Grösse – mehr ein politisches als ein spirituelles Bauwerk. Im Jahr 70 zerstörten die Römer ihn endgültig. Jeder dachte: Das muss der Gnadenstoss für das Judentum sein. War es aber nicht. Gerade weil Gott ein Gott der Lebenden ist, lässt er zwischendurch die Einrichtungen fahren, um für Eingebungen Platz zu schaffen.

Schon deshalb bedeutet der Niedergang des Protestantismus kein Verschwinden des christlichen Glaubens. Ausserdem ist die katholische Kirche weiterhin da, wenn auch ebenfalls im Sinkflug. Die unbeabsichtigte Spaltung in der Reformationszeit ist gelegentlich zu überprüfen. Die katholische Kirche hat inzwischen wichtige Postulate der reformatorischen Kirchen adaptiert: Aufwertung der Predigt, Gottesdienst in der Landessprache, Bibellektüre, Förderung der Bildung. Ohnehin lebte der Christusglaube 300 Jahre im Untergrund, ehe der Staat sich seiner annahm. Das waren harte, aber keineswegs seine schlechtesten Jahre. Die Herausforderung, der sich die Kirche heute zu stellen hat, besteht darin, trotz dem vordergründigen Niedergang bei der Sache zu sein und die eigene Arbeit gut zu machen. Erneuerungen sind unverfügbar. Sie kommen so unerwartet wie das Reich Gottes.

Eine Art Verwaltungsrat

Von Florian Schwab — Die Finanzmarktaufsicht (Finma) mischt sich mit drastischen Massnahmen in Entscheidung der Investmentbank der UBS hinein. Das geht zu weit.

Die Finanzmarktaufsicht ist eine der mächtigsten Behörden der Schweiz. Sie kann Banken mit einem Federstrich schliessen oder ihre Organe abberufen. Auch sonst kann sie nach Belieben Massnahmen androhen oder organisatorische Änderungen durchsetzen. Am vergangenen Montag hat sich allerdings ein Novum ereignet: Die Finma hat eine Verfügung erlassen, in der sie sich selbst ein Veto-recht für operative Entscheidungen in der UBS-Investmentbank einräumt. Der Inhalt:

1 — Sowohl die Aktiven der Investmentbank insgesamt wie auch an ihrem Standort London müssen abgebaut werden. Die Finma gibt das Tempo vor.

2 — «Jede neue Geschäftsinitiative, die die UBS in der Investmentbank ergreifen will und die voraussichtlich die operationelle Komplexität erhöht, muss vorgängig von der Finma akzeptiert werden.»

3 — Die UBS-Investmentbank darf keine neuen Akquisitionen tätigen, also keine anderen Investmentbanken übernehmen.

Nie zuvor wurde eine Grossbank von der Finma derart an die Kandare genommen. Ausgangspunkt für die Massnahmen ist der 2,3-Milliarden-Dollar-Verlust, den der Londoner Händler Kweku Adoboli mit betrügeri-

schen Methoden verursacht hatte. Der Verlust war zwar schmerzhaft, gefährdete die Bank aber nicht in ihrem Bestehen. Den Preis für die organisatorischen Mängel mussten die Aktionäre zahlen; das ist normal, denn so tragen die Eigentümer das unternehmerische Risiko. Daher muten die Strafmassnahmen der Finma unverhältnismässig an.

Nicht einmal im Fall LTCM, wo die UBS im Jahre 1998 den für damalige Verhältnisse weit bedeutenderen Betrag von 950 Millionen US-Dollar verloren hatte, oder bei den riskanten Anlagen im amerikanischen Subprime-Markt, welche die UBS Abschreibungen von 38 Milliarden US-Dollar kosten sollten, griff die Finma ähnlich drastisch durch wie jetzt im Gefolge des Falles Adoboli.

Überbordender Aktionismus

Für jeden dieser Fälle ist die Finma zudem mitverantwortlich. Als Aufpasserin darf sie Einblick in sämtliche Geschäfte und Regularien verlangen und Massnahmen anordnen. Die Finma konnte keinen dieser drei Fälle verhindern. Auch nachdem ihre personellen Kapazitäten nach der Finanzkrise massiv heraufgehoben worden waren, legte sie den Finger nicht auf die wunden Punkte. Ansonsten hätte es den Fall Adoboli nicht gegeben. All das zeigt, dass die Finma ausserstande ist, die kritischen Punkte zu identifizieren.

Trotzdem installiert sich die Finanzmarktaufsicht jetzt als eine Art zweiter Verwaltungsrat in der UBS-Investmentbank. Bei der Umsetzung des Massnahmenpakets wird zusätzlich ein «unabhängiger Untersuchungsbeauftragter» eingesetzt sowie eine «externe Prüfgesellschaft» damit beauftragt, nach Ende des Projekts «im Auftrag der Finma zu kontrollieren, ob die umgesetzten Massnahmen der UBS greifen». Nebst den verantwortlichen UBS-Gremien nehmen also insgesamt drei weitere Akteure mit Kontrollfunktion am UBS-Tanz teil.

Je mehr Aufsichts- und Kontrollgremien man einsetzt, desto eher werden die Verantwortlichkeiten verwischt. Für die Finma ist das bequem: Sollte etwas schiefgehen, hat man ja einen unabhängigen Untersuchungsbeauftragten und eine externe Prüfgesellschaft eingesetzt. Obwohl die Vergangenheit gezeigt hat, dass die Finma als Aufseherin oft überfordert ist, traut sie sich offenbar mühelos die Rolle der Co-Pilotin im Management der UBS-Investmentbank zu. Dazu gehört sehr viel Selbstvertrauen.



Co-Pilotin: Finma-Chefs Raafaub, Branson.

Wir wünschen frohes Surfen.



**Dieses
Tablet gibt's
gratis zum
Internet-Abo.***



MediaPad 7 Lite
Android 4.1, 7" Multitouchscreen, WLAN

Das Internet-Abo mit M-Budget DSL

* Wenn Sie bis 31.12.2012 ein Internet-Abo bei M-Budget DSL mit Festnetz-Telefonie (VoIP) für 12 Monate abschliessen, schenken wir Ihnen ein Huawei-Tablet. Kombinieren Sie M-Budget DSL mit Festnetz-Telefonie (VoIP) für nur Fr. 59.80 im Monat. Damit sparen Sie die Festnetzgebühren von Fr. 25.35/Monat. Aktivierungskosten Fr. 29.-, inkl. WiFi-Router. Weitere Infos und Registrierung unter: www.m-budget-dsl.ch

M-Budget DSL Produkte sind erhältlich bei:





«Parc & Diamond»

Diamanten-Seminar

Erfahren Sie das Geheimnis des «Königs der Edelsteine» und erhalten Sie Einblick in die Kunst der Diamanten-Bewertung.

In diesem exklusiven Diamanten-Seminar der Beyer Chronometrie, des traditionsreichsten und ältesten Uhren- und Schmuckgeschäfts der Schweiz, in Zusammenarbeit mit dem 5-Sterne Park Weggis, erhalten Sie einen Einblick in die Welt der Diamanten.

Durch das Seminar führt Carlo Mutschler, Leiter des Goldschmiedateliers bei Beyer. Er bringt den Teilnehmern das Wunder der seltenen Steine näher: «In zwei Stunden wird zwar niemand zum Gemmologen», sagt Mutschler. «Aber jeder kann danach mit seinem Wissen Diamanten richtig beurteilen.» Die Teilnehmer lernen, Steine zu differenzieren, Qualität zu erkennen, Zertifikate zu interpretieren und die verschiedenen Angebote richtig einzustufen. Mit diesem Grundwissen ist jeder in der Lage, sich beim Kauf eines Diamanten ein objektives Bild zu machen. Im Seminar der Beyer Chronometrie erhalten die Teilnehmer einen Einblick in die reiche Historie des Diamanten.



Der ausgewiesene Fachmann Carlo Mutschler gilt als Koryphäe auf dem Gebiet der Edelsteine. Nach dem Seminar besitzen Sie ein breites Grundwissen, damit es zu keinen Fehlkäufen kommt.

PROGRAMM

Samstag, 12. Januar 2013
Individuelle Anreise zum Park Weggis

16 Uhr
Kursbeginn mit Willkommens-Aperitif, 2-stündiges Diamantenseminar in der Aquarius Hall mit Carlo Mutschler, Leiter des Goldschmiedateliers bei Beyer und Diamantspezialist

20 Uhr
Diamanten-Aperitif mit Verlosung eines Brillanten im Wert von Fr. 2000.-.
Vier-Gang-Abendessen im Restaurant Sparks

Sonntag, 13. Januar 2013
Frühstück
Individuelle Abreise

Weltwoche-Spezialangebot

Diamanten-Seminar «Parc & Diamond»
Samstag, 12. Januar 2013 mit einer Übernachtung im 5-Sterne Superior Park Weggis

Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement

Übernachtung im Doppelzimmer: Fr. 344.- pro Person
Übernachtung im Einzelzimmer: Fr. 408.- pro Person
Aufpreis von Fr. 34.- pro Person bei Bestellung von Sonntagsbrunch statt Frühstücksbuffet.

Im Arrangementpreis enthalten sind:
Willkommensaperitif, 2-stündiges Diamantenseminar, Diamanten-Aperitif nach dem Seminar mit Verlosung eines Brillanten im Wert von Fr. 2000.-, 4-Gang-Abendessen im Restaurant Sparks (ohne Getränke), Übernachtung mit Frühstück, kostenlose Benützung des Spabereichs mit 30 Grad warmem Aussenpool und Fitnessbereich.

Veranstaltungsort
Park Weggis, Hertensteinstrasse 34, 6353 Weggis, www.parkweggis.ch

Anmeldung
per E-Mail an: Katrin Roth, PR & Sponsoring bei Beyer Chronometrie, unter katrin.roth@beyer-ch.com. Die Platzzahl ist beschränkt auf 30 Personen. Die Anmeldungen werden nach Eingangsdatum berücksichtigt.
www.beyer-ch.com

Personenkontrolle

Mader, Strik, Fehr, Menna

Seit über einem Monat ist **Regula Mader**, Chefin der Berner psychiatrischen Klinik «Waldau», nicht mehr an ihrem Arbeitsplatz erschienen, seit gut drei Wochen ist sie offiziell krankgeschrieben: Burnout, Dauer völlig unbestimmt, wie die Pressestelle mitteilt. «Wir wissen momentan nicht, wann Frau Mader ihre Tätigkeit wieder aufnehmen wird.» Indirekt hat die Darniederliegende allerdings ein Comeback angekündigt, und zwar auf den 24. Januar 2013. Dann will sie an der Fortbildungstagung der Berner Hausärztinnen und Hausärzte «neue Angebote» der Klinik vorstellen, dies mit einem Referat über «das neue Erwachsenen- und Kinderschutzrecht». Ob sie dannzumal allerdings überhaupt noch «Vorsitzende der Geschäftsleitung» sein wird, wie



Definitiv desavouiert: «Waldau»-Chefin Mader.

angekündigt, hängt vom Ausgang des Verfahrens um den ärztlichen «Waldau»-Chef, Prof. **Werner Strik**, ab, den Mader willkürlich hatte entlassen wollen. Die Berner Regierung will am 12. Dezember entscheiden. Die Universität Bern hat Strik letzte Woche nochmals jede Unterstützung zugesagt und Mader definitiv desavouiert. (upe)

Wenn die Parlamentsdienste Aktenbeigen an SP-Nationalrätin **Jacqueline Fehr** schicken, schreiben sie eine neue Adresse auf die Couverts: Anstatt an «Jacqueline Fehr, Ackeretstrasse 19, 8400 Winterthur» gehen die Briefe an «Jacqueline Fehr, atelier politique, Ackeretstrasse 19, 8400 Winterthur». Dort, wo Fehr früher wohnte, ist heute ein Atelier, was der Duden als «Arbeitsraum, Arbeitsstätte eines Künstlers, Massschneiders, Fotografen» definiert. Doch wie das Handelsregister verrät, ist das «atelier politique» eine Firma. Ihr Sitz befindet sich eine Etage unter der fehrschen Wohnung, sagt die Nationalrätin auf Anfrage – und räumt einen naheliegenden Verdacht gleich aus der Welt: «Ich habe die Firma nicht aus steuertechnischen Gründen gegründet.» Sie wolle sich gegenüber ihren «Kundinnen und Kunden klar positionieren und meine beruflichen Mandate, insbesondere meine publi-



Atelier politique: SP-Nationalrätin Fehr.

zistische Tätigkeit, auf eine transparente Geschäftsbasis stellen», sagt Fehr. Auf der Website atelierpolitique.ch präsentiert sich Fehr denn auch als Rednerin («Jubiläen und andere Festanlässe»), Projektleiterin («Gemeinsam planen wir und setzen um») oder Beraterin («Viele Wege führen zum Ziel»). Mit der Firmengründung scheint jetzt klar zu sein, warum Profipolitikerin Fehr bei den Parlamentsdiensten als Beruf «Geschäftsführerin» angegeben hat: Fehr ist Führerin ihrer eigenen Geschäfte. (cal)

Der Mediensprecher der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU), **Daniel Menna**, gehört zu den eifrigsten Twitterern der Schweiz. Meist handelt es sich um harmloses Geplapper, das aber in lawinenartiger Quantität kommt: Pro Tag setzt Menna unter dem Pseudonym «MadMenNa» durchschnittlich siebzig Tweets ab. Auffällig ist, dass davon die allermeisten zwischen 8 und 17 Uhr verfasst werden, wobei während der Mittagspause der Output am tiefsten ist. Gerne hätte die *Weltwoche* bei der BfU-Medienstelle nachgefragt, wie viel Twittern am Arbeitsplatz erlaubt sei. Diese war am Dienstagnachmittag aber verwaist, weil beide Mediensprecher an einer BfU-Veranstaltung im Berner Kursaal weilten. Von dort verschickte Menna, wie konnte es anders sein, fleissig Tweet um Tweet. Eine andere BfU-Mitarbeiterin sagt auf Anfrage, die BfU definiere zur Zeit eine Publishing-Strategie, in der die Nutzung von Social Media geregelt werde. Einen profunden Kenner der Materie hat die Beratungsstelle mit Menna bereits an Bord. Auch an Kapazitäten fehlt es dem Experten ganz offensichtlich nicht. (cal)



Tweet um Tweet: BfU-Sprecher Menna.

Nachruf



Schachtelteufel: «Dallas»-Star Hagman.

Larry Hagman (1931–2012) — In längst versunkenen Zeiten, 1981, als das Erste Deutsche Fernsehen wahrscheinlich aus Blauäugigkeit, vielleicht aber auch aus Mut die US-Serie um die Familie des Ölbarons J. R. Ewing ausstrahlte, stand bald das Abendland am Abgrund: Die üblichen Verdächtigen aus der Seelen- und Moral-Branche riefen zum Boykott auf. Larry Hagman als J. R. Ewing, mit Stetson-Hut und fiesem Grinsen, wurde zum Prototyp des hassenswerten Amis; dabei war er einfach ein herrlicher Schachtelteufel, der das «Musikantenstadl»-«Schwarzwaldklinik»-Publikum mit einem Hauch jener Wirklichkeit konfrontierte, die die kuschelsüchtige BRD lieber verdrängte: Ellenbogenmentalität und Skrupellosigkeit.

Mit «Dallas» hatte sich die Kunst des Erzählens radikal geändert, und Hagman war das Gesicht dieser neuen Zeit. Zwischen hohen Glastürmen, schnittigen Autos und Damen in glitzernden Klamotten hatte sich die kapitalistische Wildnis wie Unkraut durch den Beton in die Zivilgesellschaft gebohrt. Keiner personifizierte das so überzeugend wie Hagman. Er war der smarte Schurke, der nicht nur die Geschäftspartner übers Ohr haute, sondern auch die Frauen mit seiner ätzenden Süffisanz in heulende, alkoholisierte Einsamkeit trieb. Dem Alkohol war auch er jahrelang verfallen. Larry Hagman – das macht ihn unsterblich – ist der Ahnherr aller Schurken, die inzwischen die TV-Serien bevölkern (und die die ARD lieber nicht mehr sendet). Das Abendland jedenfalls ist nicht zugrunde gegangen. *Wolfram Knorr*

Gestern Fiche, morgen Excel-Tabelle

Von Urs Paul Engeler — Nicht nur linke Politiker reden vom automatischen Austausch von Bankdaten; Banker zeigen sich bereit, den Kundenschutz zu opfern. Es droht die grösste Attacke auf das private Leben des Menschen.



Ungehindertes Fluss: Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf, Finanzdirektor Wanner (v.l.).

Die staatlich mitfinanzierten Pressure-Groups wie Alliance Sud und Erklärung von Bern, die via OECD den automatischen Austausch von Bankdaten erzwingen wollen, haben für ihr Ziel, den Datenschutz der Bankkunden zu liquidieren, schon eine Abkürzung gefunden und detaillierte Vorstellungen der Umsetzung entwickelt. Das Kürzel heisst AIAT (Automatischer Informationsaustausch); das Konzept muss jedem liberalen Bürger Angst machen.

Die Basis für das mehrstufige AIAT-System ist die 2010 verfasste und der OECD zugeleitete «Civil Society Agenda for the OECD», die in Folgepapieren der Organisationen konkretisiert worden ist. Technisch beginnt das Verfahren fast harmlos: Schweizer Banken übermitteln die ihnen vorliegenden Informationen über ausländische Kunden und Firmen (Wohnort, Geburtsdatum, Konten, Depots, physische Vermögenswerte, Teilhaberschaften etc.) den Bundesbehörden. In Bern werden die Daten nach Ländern sortiert und, neu gebündelt, elektronisch den Steuerämtern auf der ganzen Welt zugeleitet. Im Gegenzug händigen die Fiskaljäger anderer Staaten der Eidgenössischen Steuerverwaltung die Finanzinformationen aus, die ausländische Banken über ihre Schweizer Kunden besitzen. Bern sortiert wieder und leitet dieses Material schliesslich den einzelnen Kantonen zu, die es speichern, sichten und bearbeiten.

Der ungehinderte Fluss privater Daten über Grenzen und Kontinente von Steuervogt zu Steuervogt ist allerdings nur die erste AIAT-Stufe. Als Fortsetzung wird ein noch weiter gehender «Informationsaustausch auf Anfrage» eingerichtet. Fällt zum Beispiel ein deutscher Steuerpflichtiger den Behörden auf, so können diese detailliertere «Dokumente und Unterlagen» anfordern, die allenfalls auch vor deutschen Gerichten verwendet werden können.

Eine ganz neue Qualität

Nach der Logik von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und des Präsidenten der kantonalen Finanzdirektoren, Christian Wanner (FDP), wonach ausländische Fahnder nicht mehr Rechte haben dürfen als die schweizerischen, wird der automatische Transfer der Bankdaten der Schweizer Bürger an die eidgenössischen und kantonalen Steuerämter die dritte AIAT-Stufe sein.

Die Promotoren des flächendeckenden AIAT – hauptsächlich linke Kreise, die vor gut zwanzig Jahren in heller Empörung Sturm gelaufen waren gegen die Bundespolizei, die Daten sammelte, Fichen anfertigte und bearbeitete – wollen beruhigen. Sie behaupten, das Argument, mit der automatischen Lieferung sensibler Zahlen an die Steuerpolizei werde die Privatsphäre zerstört, sei nichts als «grober

Unfug». Erstens stünden diese Informationen nur Amtsstellen zur Verfügung (und nicht «den Nachbarn»!). Zudem herrsche mit der direkten Zustellung der Lohnausweise ans Steuerebüro bereits heute ein Automatismus. Und überhaupt, wer nichts zu verstecken habe, brauche sich nicht zu fürchten.

Das ist dreifach grober Unfug, wie die Erfahrung und die (Fichen-)Geschichte lehren. Was ein Amt weiss, will subito jedes andere erfahren. Polizei, (internationale) Nachrichten- und Sicherheitsdienste oder Personenüberprüfer verlangen und praktizieren «Vernetzung». Und auch wer nichts Illegales tut, wehrt sich gegen automatische Hausdurchsuchungen. Schliesslich schafft der AIAT-Datenaustausch eine ganz neue Qualität. Die Excel-Tabellen und Dokumente der Banken verletzen die persönliche Freiheit des einzelnen Menschen tiefer, als die schlimmste Fiche es jemals tun konnte.

Von Bedeutung sind zwei Faktoren: die Tiefenschärfe der ausgehändigten Informationen, die fast immer auch Drittpersonen betreffen, sowie der Umgang mit den Zahlensammlungen.

Um sich ein realistisches Bild zu machen, wie umfangreich und detailliert die zu übermittelnden Informationen sind, kann man sich auf das Material abstützen, das die Banken (respektive die Steuerverwaltung) unter Druck bereits heute in die USA senden. Gemäss den verbindlichen Weisungen aus Widmer-Schlumpfs Finanzdepartement müssen nicht nur Angaben über Konten und Depots ausgehändigt werden, sondern auch die Namen und Adressen aller Personen, die in irgendeiner Form Zugriff auf Vermögenswerte haben, sämtliche Organe einer Gesellschaft, einer Stiftung oder eines Familienverbundes. Kurz: alle «Personen, die [...] in den Bankdaten erscheinen (z. B. Familienangehörige)».

Verlangt werden auch nicht nur die Vermögensstände zu einem bestimmten Stichtag, sondern die vollständige Auflistung aller Transaktionen («Personen und Banken, die Vermögen auf das betroffene Konto überwiesen haben oder denen relevantes Vermögen überwiesen wurde»). Das können Zahlungen innerhalb der Familie oder an Menschen und Organisationen sein, die niemand gerne öffentlich macht. Zudem müssen Auskünfte erteilt werden über die Namen, Funktionen und Aufzeichnungen der bankinternen Kontaktpersonen der Steuerpflichtigen sowie deren

«externe Vermögensverwalter sowie andere Personen [...] (z. B. Treuhänder, Anwälte)».

Wer über diese Zahlen und Angaben verfügt, kennt mehr als das halbe Leben des Menschen, den er amtlich durchleuchtet. Er weiss nicht nur alles über Vermögen, Schulden, Verpflichtungen, Verbindungen; er kann das vollständige Netz der persönlichen Kreuz- und Querbeziehungen zeichnen. Geschäftsgeheimnisse gibt es keine mehr.

Wer sich damit trösten will, dass keine Dienststelle der Welt diese Milliarden von Namen und Zahlen auf den endlosen Excel-Tabellen vollständig bewältigen kann, der irrt nochmals. Da es tatsächlich unmöglich ist, die gesamte elektronische Springflut zu verarbeiten, wird selektiv nachgeforscht. Selektiv heisst immer willkürlich. Und willkürlich heisst meistens nicht etwa zufällig, sondern persönlich und rasch politisch. Mit Vergnügen werden in einem bürgerlich administrierten Kanton die Fiskalschnüffler die Fährte von Linken und Grünen verfolgen. Nicht minder gross wird die Gier linker Fahnder sein, SVP-Unternehmer oder Freisinnige zu durchleuchten und allenfalls an den Pranger zu stellen.

Die Bedenken des Datenschützers

Dass viele Politiker dieses einzigartige Machtinstrument in ihre Hände bekommen wollen, war absehbar. Dass nun auch erste Banker sich bereit zeigen, geschäftliche Intimitäten ihrer Kunden an den Fiskus zu verraten, irritiert zunächst. Allerdings nur jene, die dem falschen Glauben verfallen waren, das Bankgeheimnis habe etwas mit dem Schutz der Banken zu tun. Jetzt wird auch dem letzten klar, dass die (teilliquidierete) Schweigepflicht die Garantie der Privatsphäre des einzelnen Bürgers ist (oder war). Um das Einvernehmen mit den staatlichen Autoritäten und die Geschäfte im Ausland zu sichern, opfern die Geldinstitute diese Bestimmung leichten Herzens. Die Kosten für die Erhebung und Übermittlung der sensiblen Daten können sie den Menschen, die keine Alternative haben, unter der einträglichen Rubrik «Gebühren» für die Konto- und Depotführung gleich auch noch verrechnen.

Bis vor kurzem waren es nur ultralinke Kreise, welche die bewährte schweizerische Fiskaldemokratie zerschlagen und eine «Fiskalokratie» (so nennt der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk den obrigkeitlichen Zugriff auf privates Gut) einrichten wollten. Nun schwenken selbst Exponenten von Parteien, die ein «liberal» im Logo führen. Das letzte Bollwerk scheint der Eidgenössische Datenschützer Hanspeter Thür zu sein, der das AITA-Modell als «bedenklich» taxiert und gegen die «Vorstellung» ankämpft, «dass der allmächtige Staat alles tun darf». Der grüne Alt-Nationalrat, der von den Poch kam, sagt: «Am Ende muss der Datenschützer das Bankgeheimnis gegen die Banken verteidigen.» ○



E i n l a d u n g

zum öffentlichen Gedenk Anlass des 20. Jahrestages
des EWR/EU-NEIN vom 6. Dezember 1992

Der Weg der Schweiz in die Zukunft

Sonntag, 2. Dezember 2012, 14:00 Uhr, Biel
Strandboden/Hayek-Park, direkt am See

10 Minuten zu Fuss vom Bahnhof Biel – Weg ausgeschildert,
Shuttle-Bus ab Bahnhof (Ausgang See), Parkplätze vorhanden

1. Teil: Feierlicher Gedenk Anlass im Freien

14:00 Uhr

- Auftakt mit Böllerschüssen, Aufmarsch der Fahnenträger, begleitet von Treichlerformationen, Landeshymne
- Kurzbotschaft von **Uli Windisch**, Soziologieprofessor, Genf
- Kurzbotschaft aus der italienischen Schweiz von **Lara Filippini**, Tessiner Grossrätin und Gemeinderätin
- Ansprache von **Christoph Blocher**, Nationalrat und a. Bundesrat
- Beresina-Lied

Mitwirkung: Stadtmusik Biel und Tenor Peter-Matthias Born

2. Teil: Volksfest im Festzelt, Festwirtschaft und Unterhaltung

ab 15:00 Uhr

- Auftritt von Roberto Brigante, Jodler und Schwyzerörgeli, Schlagersängerin Rahel Tarelli u.a.

Alle Interessierten sind eingeladen.

Es laden ein:

Aargauische Vaterländische Vereinigung, AUNS, Chance 21, EDU Schweiz, Junge SVP Schweiz, Komitee selbstbewusste freie Schweiz, Organisation pour la souveraineté de la Suisse, Pro Libertate, Schweizer Demokraten, Schweizerisches Aktionskomitee gegen EWR- und EG-Diktat – für eine welt-offene Schweiz, Schweizerzeit, SVP Biel, SVP Schweiz, Unternehmer-Vereinigung gegen den EU-Beitritt, Vereinigung Bern Aktiv, Vereinigung Medien-Panoptikum, Young4FUN.ch

Spende für die Unkosten (Vermerk: Stopp EU-Beitritt):
UBS-Postkonto 80-2-2, Konto-Nr.: 0235 00130326.01N
IBAN: CH93 0023 5235 1303 2601 N

www.stopp-eu-beitritt.ch

Naive Kunst

Von Markus Schär — Die Thurgauer Regierung will das Recht brechen, um einen 11-Millionen-Auftrag für das kantonale Kunstmuseum einer Architektin zuzuschancen.



«Spezialist»: Anwalt Furer.

Für seine Naiven ist das Kunstmuseum des Kantons Thurgau seit je bekannt: In der Kartause Ittingen hütet es auch die reichen Nachlässe des Thurgauers Adolf Dietrich und des Sankt Gallers Hans Krüsi. Neu ist aber, dass die Thurgauer Regierungsräte die Naiven mimen. Sie planen einen Bau für das Kunstmuseum, ohne Parlament und Volk zu fragen. Und sie stellen sich dabei an, als hätten sie von den Grundsätzen des öffentlichen Beschaffungswesens noch nie etwas gehört. Denn die Architektin für das 11-Millionen-Projekt wählte der Mann aus, der im Thurgau das Sagen hat.

In den Kellergewölben der Kartause schufen zwar in früheren Jahren Superstars wie Marina Abramovic, Jenny Holzer oder Joseph Kosuth eindruckliche Werke. Für einen modernen Museumsbetrieb reichen die stimmungsvollen Mönchszellen im Kartäuserkloster aber angeblich nicht mehr: Aktuelle Kunst wie ein Iglu von Mario Merz lasse sich darin nicht «gültig zeigen», meinen die Verantwortlichen. Und da das Geld für Werke von Weltstars an Ort fehlte, gingen in den letzten Jahren die Besucherzahlen im abgelegenen Ittingen zurück.

Deshalb suchte die Regierung, beraten von Expo-Macher Martin Heller, nach Möglichkeiten, das Museum weiterzuentwickeln. «Zurzeit sind wir in der Schweizer Museumsland-



Sinn für Humor: Regierungspräsidentin Knill.

schaft eine Liftmannschaft zwischen Super League und Challenge League», sagt Direktor Markus Landert. Mittelfristig gehöre sein Haus aber dauerhaft in die höchste Liga. Dafür soll eine «bescheidene Ergänzung» des Raumangebots sorgen – die allerdings so gross ist wie die bestehenden Räume.

Schon lange sehen es Thurgauer Kunstfreunde als Irrtum, dass der Kanton sein Kunstmuseum 1983 in der aufwendig renovierten Kartause eröffnete, und drängen darauf, es in ein urbanes Umfeld zu bringen, also nach Kreuzlingen, ins Südquartier der Universitätsstadt Konstanz. Von den Plänen des Regierungsrates für einen Neubau – was die Erweiterung faktisch ist – lasen sie in der Zeitung. Denn für das Projekt in der Kartause gibt es einen Masterplan des mächtigsten Strippenziehers im Kanton (*Weltwoche* Nr. 47/12).

Seit der Rechtsanwalt Robert Furer die Kartause, ab 1983, als erster «Procurator» führte, hat er in Ittingen das Sagen. Als Präsidenten der Stiftung dienten zwar alt Regierungsräte wie Felix Rosenberg, Hermann Bürgi und jetzt SVP-Ständerat Roland Eberle. Die Fäden spannen, als Vizepräsident und Vorsitzender der Baukommission, aber stets der Frauenfelder «Advocat». Nachdem von 1983 bis 1999 vorwiegend das Zürcher Architektenpaar Esther und Rudolf Guyer in der Kartause gebaut hatte,

ging deshalb 2001 ein Grossauftrag an die Zürcher Architektin Regula Harder – die Tochter des ehemaligen Thurgauer CVP-Finanzdirektors Franz Josef Harder, mit dessen Familie Furer eng verbunden bleibt.

Ihr wollte die Stiftung auch das 11-Millionen-Projekt zuhalten. Deshalb die Sprachregelung, den Neubau zur «bescheidenen Ergänzung» zu erklären. Deshalb die «thurgauisch pragmatische» Lösung für die Finanzierung: Die Stiftung, in deren Räumen sich das Kunstmuseum bisher einmietet, tritt auch bei der Erweiterung als Bauherrin auf; von den elf Millionen für das Projekt bezahlt aber der Kanton neun Millionen aus dem Lotteriefonds – damit lassen sich Parlament und Volk ausschalten. Und deshalb der Verzicht auf einen Wettbewerb.

Der Baudirektor lässt abklären

Eine solche Trickserei sehen allerdings die Regeln der Welthandelsorganisation nicht vor, zu der via Eidgenossenschaft halt auch der Thurgau gehört. Einer der raren unabhängigen Juristen im Kanton mahnte deshalb mit einem scharfen Brief den Regierungsrat – mit einem Wirtschaftsanwalt und einem Ex-Gerichtspräsidenten –, «unverzüglich einen Marschhalt einzulegen und sich auf den gesetzlichen Weg zurückzugeben»: «Er liefere sonst Gefahr, noch mehr Lotto- und Steuergelder für ein rechtlich aussichtsloses Unterfangen auszugeben.»

Eigentlich sollte (und wollte) das Kantonsparlament kommende Woche einen 4,6-Millionen-Kredit zur Sanierung des Altbaus abnicken – die der Kanton bezahlt, obwohl er sich in der Kartause nur einmietet. Wegen erster kritischer Fragen lässt jetzt SVP-Baudirektor Jakob Stark abklären, ob der Auftrag hätte ausgeschrieben werden müssen. Auf Anfrage der *Weltwoche* mauert sich SVP-Regierungspräsidentin Monika Knill allerdings immer noch ein: Die Stiftung sei Bauherrin des Erweiterungsbaus, deshalb konnte der Auftrag «nach unserem Wissen direkt vergeben werden». Dieses Wissen scheint sich nicht auf die interkantonale Vereinbarung über das öffentliche Beschaffungswesen zu erstrecken: Sie hält fest, der Ausschreibungspflicht unterstützen auch «andere Träger kantonaler und kommunaler Leistungen» sowie «Objekte und Leistungen, die zu mehr als fünfzig Prozent der Gesamtkosten mit öffentlichen Geldern subventioniert werden».

Immerhin beweist die Regierung neben Talent zur Schein-Naivität auch Sinn für Humor. Letzte Woche gaben die Kantone Thurgau, St. Gallen und Appenzell Ausserrhodens bekannt, wer die Expo 2027 am Bodensee vorbereiten soll: Martin Heller, die Agentur Freicom und die Kanzlei Furer Partner – «als Spezialistin für das öffentliche Beschaffungswesen». ○

Das Geheimnis der Altersvorsorge

Von Kurt Schiltknecht — Wer Geld fürs Alter auf die Seite legt, erwartet einen anständigen Zins. Diesen gibt es nur, wenn die Politik wirtschaftsfreundliche Rahmenbedingungen garantiert.

In regelmässigen Abständen wird über Reformen bei der AHV und bei der zweiten Säule diskutiert. Demografische und wirtschaftliche Veränderungen stellen die Vorsorgewerke vor grosse Herausforderungen. Welche katastrophalen Folgen es für Pensionierte hat, wenn der Staat eines Tages seine Versprechungen nicht mehr erfüllen kann und die Renten drastisch kürzen muss, lässt sich zur Zeit in einigen der überschuldeten Euro-Länder beobachten. Es ist deshalb weise, wenn bei veränderten Rahmenbedingungen die Weichen für die Sicherung der Altersrenten und Pensionen rechtzeitig neu gestellt werden. Es ist verständlich, dass sich die Diskussionen bei der AHV zurzeit vor allem um die Auswirkungen der demografischen Veränderungen drehen und als Schlussfolgerung eine Erhöhung des Rentenalters vorgeschlagen wird.

Die Diskussionen sollten sich nicht allein auf die demografischen Probleme konzentrieren, denn für die Finanzierung der Altersvorsorge spielt nicht nur das Pensionierungsalter eine Schlüsselrolle. Genauso wichtig sind die Entwicklung der Löhne und die Erträge auf den ersparten Kapitalien. Auf ihrer Website schreibt die Zürcher Kantonalbank (ZKB): «Mit unserem Sparkonto erreichen Sie Ihre kurz- und mittelfristigen Sparziele.»



In meiner Jugend hatten wir die Vorstellung, dass sich der Batzen, den man zur Geburt erhielt und bei einer Bank anlegte, sich bis zum Lebensende verdoppeln würde. Beim heutigen Zins von 0,2 Prozent, den die ZKB für Beträge bis zu einer Million Franken offeriert – für höhere Beträge ist der Zins noch niedriger –, würde dieses Ziel bei weitem verfehlt. Selbst bei weiterhin steigender Lebenserwartung und einem Verzicht des Staates auf eine Besteuerung der Erträge müssten sogar meine Urururururenkel noch auf die Erreichung dieses Zieles warten. Würde der Zinssatz, was wir alle hoffen, wieder auf mindestens 1 Prozent steigen, so rückt eine Verdoppelung der Ersparnisse im Laufe eines Lebens in den Bereich des Möglichen. Bei einem Zinssatz von 2 Prozent würden sich die Ersparnisse im Laufe des Lebens vervierfachen. Ein Zins von 3 Prozent gäbe schon fast Anlass zu Euphorie, denn bei diesem Zins würden sich die Ersparnisse ohne den Staat als Spielverderber verachtfachen.

Diese Beispiele machen klar, weshalb die heutige Situation auf den Finanzmärkten für die Pensionskassen ein riesiges Problem darstellt. Zinssätze nahe null und Aktienerträge, die in den letzten Jahren nicht viel besser ausfielen, gefährden die versprochenen Renten. Es überrascht daher nicht, dass immer häufiger über deren Senkung oder über eine Erhöhung der Beitragszahlungen nachgedacht wird.

Immer mehr Lasten

Die heutigen Verhältnisse sind hoffentlich atypisch. Ausser Linken, die bei Reichen und Unternehmungen eine unerschöpfliche Quelle für Umverteilungen sehen, geht niemand davon aus, dass hohe Erträge auf den Finanzmärkten in Stein gemeisselt sind und eine Rückkehr zu den früheren hohen Finanzerträgen keine Frage der Zeit ist. Wie sich die Erträge an den Finanzmärkten entwickeln, hängt nicht zuletzt davon ab, wie die Schulden- und Banken Krisen in den Industrieländern gelöst werden.

Ebenso wichtig wird auch die künftige schweizerische Wirtschaftspolitik sein. Von dieser wird es zu einem grossen Teil abhängen, wie sich die für die Höhe der Altersvorsorge entscheidenden Kapitalerträge und Einkommen der Arbeitnehmer entwickeln werden. Ohne Einkommenszuwächse und hohe Kapitalerträge nutzt eine Erhöhung des Rentenalters nur wenig. Unter diesem Gesichtspunkt sollten die Diskussionen über eine Neugestaltung der Altersvorsorge stets auch als Anlass genommen werden, vom Bundesrat und von den Parteien Rechenschaft über die aktuelle und geplante Wirtschaftspolitik zu fordern.

Es ist allerdings zu befürchten, dass angesichts der gegenwärtig verfolgten Energie-, Banken- und Steuerpolitik ein solcher Rechenschaftsbericht nicht viel Hoffnung auf eine erfreuliche Perspektive für die Altersvorsorge der heute aktiven Generation gibt. Der Glaube, dass der Wirtschaft ohne Folgen für die Kapitalerträge und Einkommen immer mehr Lasten aufgebürdet werden können, ist nicht nur in linken Kreisen ungebrochen. Vielleicht braucht auch die Schweiz eine Krise, um zu lernen, dass nicht ausufernde Umverteilungen, sondern erfolgreiche Unternehmungen mit hohen Kapitalerträgen das Geheimnis einer erfolgreichen Altersvorsorge sind.

Integrierte Opfer

Von Henryk M. Broder — Warum ein zusammengeschlagener Rabbi eine Auszeichnung erhält.



Man kann in Deutschland beinahe alles: etwa gut essen, qualitätsbewusst einkaufen, Luxusreisen online buchen, Politiker mieten und Reptilien als Haustiere

halten. Nur eines kann man nicht: Satiren schreiben. Denn keine Fantasie vermag mit der Wirklichkeit Schritt zu halten.

Jedes Jahr wird der Bambi verliehen – ein vergoldetes Reh aus Bronze von 2,5 Kilo Gewicht – an Menschen, die etwas Besonderes geleistet haben. Anfangs ein Filmpreis zu Ehren von Stars wie O.W. Fischer und Horst Buchholz, Sophia Loren und Gina Lollobrigida, wird er inzwischen auch an «stille Helden» vergeben. In diesem Jahr ging einer der neunzehn Bambis an den Berliner Rabbiner Daniel Alter. Er bekam das Reh in der Kategorie «Integration». Was hatte Alter getan, um von der Bambi-Jury für preiswürdig befunden zu werden?

Genau genommen nichts, wenn man davon absieht, dass er Ende August bei einem Spaziergang in seinem Viertel von Jugendlichen krankenhaushausreif geprügelt wurde, die seitdem von der Berliner Polizei ebenso fieberhaft wie vergeblich gesucht werden. Sie fühlten sich durch eine Kippa, die Alter unter einer Mütze versteckt trug, zu ihrer Tat provoziert.

Das ist ein Erlebnis, das man nicht mal seinem ärgsten Feind wünscht. Für Daniel Alter aber hatte der Überfall nicht nur negative Folgen. Kaum war er genesen, ernannte ihn die Berliner Jüdische Gemeinde zu ihrem «Antisemitismus-Beauftragten»; letzte Woche wurde er bei der Bambi-Gala mit Standing Ovationen gefeiert.

Man muss also festhalten: Ein Jude, der zusammengeschlagen wird, leistet einen preiswürdigen Beitrag zur Integration. Hätte er den Bambi auch dann bekommen, wenn er kein fragiler Rabbiner, sondern ein robuster Muskelprotz gewesen wäre und die Angreifer in die Flucht geschlagen hätte? Man muss es bezweifeln. «Als Opfer schlägt einem Juden in Deutschland eine Welle der Sympathie entgegen», schreibt der Kölner Regisseur Gerd Buurmann, «die beliebtesten Juden in Deutschland sind die berühmten sechs Millionen.» Nicht ganz so beliebt sind dagegen Juden, die sich beizeiten wehren.

Wohl deswegen wird kein Israeli je einen Bambi für «Integration» bekommen.

Politische Klippen in Washington

Von Hansrudolf Kamer — Für bessere wirtschaftliche Aussichten in Amerika ist öffentliche Finanzdisziplin notwendig. Es macht nicht den Eindruck, dass die Politik dazu fähig ist.



Anlageberater und Finanzmarktspezialisten blicken besorgt nach Washington, um herauszufinden, ob die Politiker es zulassen, dass die amerikanische Wirtschaft über die Klippe in den Abgrund stürzt.

Vom berüchtigten «fiscal cliff» geht eine hypnotische Faszination aus. Es geht um automatische Steuererhöhungen und Ausgabenkürzungen. Diese «drohen», wenn es nicht gelingt, einen «gemässigten» Budgetdeal abzuschliessen. Metaphern wie «Klippe», «Abhang» oder «Plateau» werden verwendet, damit die Kurzformel-Politikultur überhaupt über die nüchterne Materie sprechen kann.

Auslöser des Konflikts ist der Tauschhandel vom Juli 2011. Die Republikaner weigerten sich damals, einer neuen Erhöhung der staatlichen Verschuldungsgrenze zuzustimmen. Zu einer Einigung boten die Republikaner nur Hand, wenn auf Sicht das staatliche Budgetdefizit reduziert würde.

Als Druckmittel und zur politischen Abschirmung wurde ein Automatismus eingebaut, der Steuererhöhungen und Ausgabenkürzungen festlegte, die auf Jahresbeginn 2013 in Kraft treten. Sofern nicht in letzter Minute die Handbremse angezogen wird.

Katastrophen werden heraufbeschworen. In Ausblicken auf das Jahr 2013 wird von Banken und anderen interessierten Institutionen eine dramatische Zuspitzung der Lage befürchtet. Die Budgetautomatik soll unter allen Umständen vermieden werden, damit die amerikanische Wirtschaft – und mit ihr die Weltwirtschaft – nicht in eine neue Rezession taumelt.

Die Fakten sind weniger aufregend. Sollte die Politik an der Klippe zerschellen, verfallen die Reduktionen der Ära Bush bei den Einkommenssteuern. Es bedeutete eine Rückkehr zu den Spitzen-Steuersätzen der Clinton-Zeit (39,5 Prozent). Die Republikaner wollen sie bei 35 Prozent belassen. Darüber hinaus fielen Erleichterungen bei der Lohnsteuer, bei der Arbeitslosenabgabe und Rückzahlungen an Ärzte weg, die Medicare-Patienten betreuen.

Bei den automatischen Budgetkürzungen mit der drakonischen Bezeichnung «sequester» geht es um jährliche Reduktionen im Umfang von jeweils 110 Milliarden Dollar von

2013 bis 2022, je die Hälfte davon bei Verteidigungs- und zivilen Ausgaben.

Im Jahr 2011 betrug die Ausgaben in beiden Kategorien 712 Milliarden respektive 566 Milliarden Dollar. Im Jahr 2013 würde das Niveau von 2012 beibehalten. Nachher gäbe es keine Reduktionen, sondern es ginge nur um ein vermindertes Wachstum der Ausgaben. Leviathan kann damit gut leben.

Den Wahlsieg im Rücken

Nach dem Sturz über die Klippe käme die Republik nicht zum Stillstand. Das Congressional Budget Office übt sich seit Jahren in der schwarzen Magie präziser Voraussagen und kommt zum Schluss, dass in der ersten Jahreshälfte 2013 das BIP um 1,3 Prozent schrumpfen und in der zweiten aber schon wieder um 2,3 Prozent wachsen würde. Die Langzeitfolgen für Defizit und Verschuldung wären positiv, so dass später stärkeres Wachstum generiert würde.

Es lässt sich argumentieren, dass kurzfristig aus wirtschaftlicher Sicht ein vernünftiger Kompromiss das Beste wäre. Die Wirtschaft liebt keine Schocks, obwohl davon gar nicht die Rede sein kann – das Ganze wird seit langem nach Strich und Faden zerredet.

Die Wirtschaft liebt auch keine parteipolitische Konfrontation. Sie hat ein Herz für überparteiliche Kompromisse, die wohlige Gefühle

verbreiten. Eine solche Übereinkunft würde aber die notwendige Anpassung an neue Budgetrealitäten verzögern und die Perspektiven für grundlegende Steuer- und Sozialreformen verschlechtern.

Die politischen Interessen sind enger gefasst. Die Demokraten – mit dem Wahlsieg im Rücken – sehen ein klares Wählermandat, die Steuererleichterungen für die Reichen (vorwiegend republikanische Kundschaft) zu streichen. Der Präsident wurde wiedergewählt, die demokratische Mehrheit im Senat ausgebaut und die Minderheit im Repräsentantenhaus gestärkt.

Die Superreichen, die eher demokratisch wählen, werden durch Steuererhöhungen dieser Art nicht aus der Bahn geworfen. Der andere Teil der demokratischen Wählerschaft zahlt keine oder fast keine Steuern.

Die Republikaner haben flächendeckend eine Niederlage erlitten, doch eine, die sich reparieren lässt. Ihre Verlustmargen waren nicht gross. Ihre Mehrheit im Repräsentantenhaus ist solide geblieben, und im Senat kann auch mit 45 Sitzen Obstruktion betrieben werden. Ihre Blicke richten sich auf die Kongresswahlen im Jahr 2014.

Für ein solides Wachstum der amerikanischen Wirtschaft und gute weltwirtschaftliche Aussichten wären Finanzdisziplin, eine umfassende Steuerreform und eine Sanierung der Sozialwerke notwendig. Für politische Erfolge der beiden grossen Parteien dagegen nicht – im Gegenteil.

Die Demokraten bauen weiter auf ihr populistisches Erfolgsrezept, das Reformen meidet. Die Parteilinke fordert ihren Tribut ein, was den Widerstand der Republikaner verstärken wird. Nicht viel Neues unter der Sonne.



Nach Strich und Faden zerredet: Obama mit Republikaner Boehner (l.) und Demokrat Reid (r.).

Gut unterhalten durch den Winter: Jetzt probelesen und gewinnen!



Nur je
CHF 20.–

- * **Beobachter.** Alle 14 Tage fundierte Informationen, packende Geschichten und wertvolle Ratschläge. **10 Ausgaben für nur CHF 20.– statt 48.–.**
- * **BeobachterNatur.** Das überraschende Umwelt- und Wissensmagazin. **5 Ausgaben für nur CHF 20.– statt 39.50.**
- * **«natürlich».** Monat für Monat alles Wissenswerte zu den Themen Natur, Gesundheit und Gesellschaft. **4 Ausgaben für nur CHF 20.– statt 32.–.**
- * **KOCHEN.** Gewürzt mit feinen Ideen, garniert mit guten Tipps und einer Fülle von schnellen Rezepten. **4 Ausgaben für nur CHF 20.– statt 30.–.**
- * **Weltwoche.** Fundierte Recherche, intelligente Provokation, überraschende Geschichten. **5 Ausgaben für nur CHF 20.– statt 32.50.**
- * **Welt der Tiere.** Das Magazin für tierliebende Menschen, denen das Wohl aller Tiere am Herzen liegt. **4 Ausgaben für nur CHF 20.– statt 32.–.**

Schnupperabo bestellen und mit etwas Glück **3000 Franken** in bar gewinnen!



Sie können auch per E-Mail bestellen. Senden Sie Ihre Anschrift und die gewünschte(n) Zeitschrift(en) an winterabo@rohner.biz. Mit einer Bestellung via E-Mail nehmen Sie auch an der Verlosung um die 3000 Franken teil.



Teilnahmebedingungen: Ohne Kaufzwang. Bei einer Teilnahme ohne Bestellung senden Sie **SCHNEE** (Abstand), Name und Adresse an **919** (Fr. 1.–/SMS). Oder senden Sie eine Postkarte mit Ihrer Adresse an: Freiraum Werbeagentur AG, Wettbewerb Winterabo-Aktion, Mühlezelgstrasse 53, 8047 Zürich. Einsendeschluss (Datum des Poststempels) ist der 31. März 2013. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Es wird keine Korrespondenz geführt. Der/die Gewinner/in wird schriftlich benachrichtigt. Mitarbeiter/innen der teilnehmenden Verlage sind vom Wettbewerb ausgeschlossen. Das Angebot ist gültig für Neukunden aus der Schweiz bis 31. März 2013.



Deutschlands beste Verbündete

Von Christoph Mörgeli

Heilige Kühe gibt's nicht nur in Indien. Meinetwegen mag man das Bankkündengeheimnis als heilige Kuh der Schweiz bezeichnen. Auch wenn es gegenwärtig mehr als traurige Kuh denn als strahlende Heilige dasteht. Unser Staat soll auf das Vertrauen in die Bürger setzen. Wir wollen keine Behörden, die in unserer Privatsphäre herumschnüffeln. Und wir brauchen weder Banken noch Bankangestellte, die solchen Spitzeln Auskunft geben.

Auch die Deutschen haben ihre heilige Kuh. Nämlich Autobahnen, die in der Regel ohne Geschwindigkeitsbegrenzung funktionieren. Freie Fahrt für freie Bürger. Mit VW, Mercedes, BMW, Audi, Opel oder Porsche. Alles heilige Kühe, die Milch spenden. Selbst die Sozis, Grünen, CO₂-Fetischisten und Klimaschlafwandler haben es noch nie gewagt, auf Deutschlands Autobahnen generelle Geschwindigkeitslimiten durchzusetzen.

Die deutschen Medien stehen voll hinter der deutschen Autobahnregelung. Demgegenüber verachten die Schweizer Medien das Schweizer Bankgeheimnis. Sie vertreten im Gegenteil die deutschen Interessen: «Es ist Zeit für den Strategiewechsel», titelt der *Tages-Anzeiger*. Nach dem deutschen Nein zum Steuerabkommen komme die Schweiz nicht darum herum, «über den automatischen Datenaustausch zu verhandeln». Im *St. Galler Tagblatt* darf ein Professor den «automatischen Informationsaustausch» voraussagen. Im *Blick* empfiehlt der SP-Präsident dem Bundesrat, er müsse sofort auf den Informationsaustausch setzen und «die Flucht nach vorn ergreifen». Laut Basler *Tageswoche* muss die Schweiz «ein starkes Signal» aussenden und den automatischen Informationsaustausch «selber anbieten – so schnell wie möglich und wenn nötig einseitig».

Während eine *Bild*-Zeitung die deutschen Interessen bis zum letzten Blutstropfen verteidigt, setzt *Blick* als weltweit einziges Boulevardblatt nicht auf Nationalismus, sondern auf den Sonderfall: «Deutschland hat beim Steuerabkommen mit der Schweiz die Notbremse gezogen.» Merke: Unsere nördlichen Nachbarn sind unsere Lebensretter. Sie bewahren uns Schweizer dank ihrem abrupten Bremsmanöver vor der Unfallkatastrophe des Bankgeheimnisses. Im gegenwärtigen Wirtschaftskrieg sind unsere Medien Deutschlands beste Verbündete. Das Schlachtenbanner der hiesigen Journalisten ist das weisse Kreuz auf weissem Feld. Hurra, wir kapitulieren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Mittelstand im Schwitzkasten

Von Peter Bodenmann — Steigende Krankenkassenprämien. Explodierende Mieten. Zu teure Lebensmittel. Sinkende Renten.



Die Schweiz braucht europäische Lebensmittelpreise.

Vorab dank der Personenfreizügigkeit wächst die Schweizer Wirtschaft – nach der selbstverschuldeten Stagnation in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts – wieder. Deshalb geht es den umlagefinanzierten Sozialversicherungen wie der AHV so gut.

Leider haben die Schweizer Haushalte mit Einkommen zwischen 70 000 und 150 000 Franken – wie Avenir Suisse inzwischen mit Verspätung auch bemerkt hat – real verdammt wenig davon. Auch, weil die oben zu viel abschöpfen. Aber nicht nur.

Die Rechten wollen die Verbilligung der Krankenkassenprämien für niedrige Einkommen streichen. Und so Hunderttausende Richtung Armut und Sozialamt treiben. Die Linken wollen höhere Minimallöhne und AHV-Renten. Im Gegensatz zu ihrem Bundesrat Berset, der die Renten des Mittelstandes senken will. Dabei könnte die Schweiz heute sozialverträglich ernten. Vorausgesetzt, der Strukturwandel käme endlich in Gang:

Schritt 1 — Die Schweiz braucht im Bereich der Landwirtschaft endlich ein Freihandelsabkommen mit der EU. Und somit europäische Lebensmittelpreise. Jeder Haushalt würde pro Jahr 3000 Franken sparen.

Schritt 2 — Die Schweiz muss die Preise für importierte Waren senken, dank griffigen Instrumenten für Preisüberwacher und Kartellkommission. Hier können wir – wenn Rudolf

Strahl richtig nachgerechnet hat – pro Jahr immer noch 30 Milliarden Franken einsparen. **Schritt 3** — Die aufwendigen Versicherungsbürokratien – etwa im Bereich der zweiten Säule – können wir schleifen, um die Renten nicht senken zu müssen.

Schritt 4 — Vierzig Spitäler mit je 500 Betten sind genug, europäische Pillenpreise überfällig, intelligente Globalbudgets für den ambulanten Bereich sinnvoll: um so das Gesundheitswesen ohne steigende Krankenkassenprämien zu rationalisieren.

Schritt 5 — Im Bereich der erneuerbaren Energien droht eine neue Landwirtschaftsbürokratie. Stattdessen brauchen wir den brutalen, kostensenkenden Wettbewerb zwischen Strom aus Sonne und dann aus Wind.

Schritt 6 — Günstige Mieten gibt es nur mit günstigen Bodenpreisen – durch Abschöpfung der Mehrwerte zugunsten eines effizienten und spekulationsfreien Wohnungsbaues.

Schritt 7 — Ein Mindestkurs von Fr. 1.35 pro Euro, wie ihn der Ökonom Peter Bofinger fordert, gäbe dem Prozess zusätzlich Schub.

Links, rechts und in der Mitte verwalten die Parteien die Stagnation der realen Löhne. Dabei wären 20 Prozent höhere reale Einkommen problemlos möglich.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

**Jetzt
am Kiosk**



KSB

MEHR STARS. MEHR SCHWEIZ.

**SCHWEIZER
ILLUSTRIERTE**

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



Einmalig Fr. 5.–



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement für nur Fr. 40.–. Sie erhalten 10 Ausgaben der Weltwoche und kostenlosen Zugang zur Weltwoche-Online sowie den Apps (einmaliger Download Fr. 5.–).

Telefon: 043 444 57 01, Mail: kundenservice@weltwoche.ch, oder unter www.weltwoche.ch/abo.

DIE WELTWOCH

Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



Live in Kloten

Ort: Floor Club, Oberfeldstrasse 12a, 8302 Kloten

Datum: 3. Dezember 2012

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter tickets@radio1.ch (Platzzahl beschränkt)

Live in
Kloten!

floor.
club & lounge

On Tour Partner:
axxeva[®]
Menschen.Netze.Chancen

¡Alles wird gut!

Von Kurt W. Zimmermann — Immer, wenn eine Zeitung eingeht, geht ein kulturelles Geschwätz los. Zahlen sagen mehr.

Man sagt, die bekannteste Durchhalteparole der Welt sei von Dolores Ibárruri Gómez. Man nannte sie «La Pasionara». Die Parole rief sie 1936 in den Spanischen Bürgerkrieg: «¡No Pasarán!»

«¡No Pasarán!» tönte es auch in diesen Tagen wieder, diesmal in der Medienbranche. «Das Gedruckte hat eine Zukunft», beschwor es die *Neue Zürcher Zeitung*. «Das geschriebene Wort steht am Anfang», wusste die *Zeit*.

Oder, um es mit der spanischen Dramatik des Ausrufezeichens zu sagen: ¡Alles wird gut!

Durchhalteparolen in der Medienbranche ertönen regelmässig, wenn wieder irgendwo eine bekannte Publikation eingeht. Zuletzt erwischte es *Newsweek*, die deutsche *Financial Times* und die *Frankfurter Rundschau*.

Die Debatte ist meist unsinnig, weil kulturell und nicht ökonomisch getrieben. Es ist dieselbe emotionale Debatte wie jene von 1920, ob Dampflokomotiven eine Zukunft hätten oder nicht. Auch die Diskussion von 1985, ob Schreibmaschinen eine Zukunft hätten, lief ähnlich ab. Es ging um Liebhaberei. In beiden Fällen entschied am Schluss ausschliesslich das Verhalten der Konsumenten und, noch wichtiger, der Investoren.

Im ökonomischen Vergleich haben das Gedruckte und das geschriebene Wort aber leider eine schlechte Perspektive. Ihr Geschäftsmodell ist noch schneller erodiert als jenes von



Erwischt: «Financial Times» Deutschland.

Dampflokomotiven und Schreibmaschinen. Das Geschäftsmodell basierte auf dem Anzeigengeschäft.

Ich zeige einmal an den fünf grossen nationalen Zeitungen der Schweiz, wie dramatisch die Anzahl ihrer Inserate eingebrochen ist. Die AG für Werbemedienforschung (Wemf) hat mir die Statistik zusammengestellt.

Wir vergleichen, wie viele Inserateseiten die fünf führenden Blätter in den Jahren 1990, 2000, 2006 und 2012 hatten. Wir vergleichen jeweils nur die ersten zehn Monate des Jahres, also von Januar bis Oktober. So sind wir auf dem absolut neusten Stand.

Inserateseiten

	1990	2000	2006	2012
<i>Tages-Anzeiger</i>	18 236	18 160	7328	3527
<i>NZZ</i>	11 512	9432	5083	3452
<i>Blick</i>	3313	3206	1987	1301
<i>Sonntagszeitung</i>	769	2583	1798	765
<i>Sonntagsblick</i>	2082	2039	1411	909

Es ist unfasslich. In den ersten zehn Monaten des Jahres 2000 verkaufte etwa der *Tages-Anzeiger* noch über 18 000 Inserateseiten. Fast 9000 davon waren Stellenanzeigen. In einem Jahrzehnt ist das Werbevolumen dann auf einen Fünftel davon geschrumpft. Die Stellenanzeigen sind fast gänzlich verschwunden.

Noch in den neunziger Jahren waren die Umsätze konstant. Dann kam der Bruch. Denselben Negativtrend, wenngleich mit flacherer Kurve, zeigen denn auch *Neue Zürcher Zeitung*, *Blick* und *Sonntagsblick*. Die *Sonntagszeitung* ist in der Werbung gar wieder dort angekommen, wo sie drei Jahre nach ihrer Gründung stand.

Wenn wir den Netto-Seitenpreis zugrunde legen, dann ist die Rechnung schnell gemacht. Seit ihren besten Zeiten haben allein die fünf grossen nationalen Zeitungen über 30 000 Seiten an Werbung verloren. Das sind, nach heutigem Tarif, rund 450 Millionen Franken. Wir müssen nicht lange um den kulturellen Wert des gedruckten Wortes debattieren. Wir müssen nur in die Statistik schauen und nüchtern festhalten: Wenn dieser Minustrend nicht endlich aufhört, dann gute Nacht.

¡Dann gute Nacht!

30 000 Franken für ein Leichtwindrad

Von Alex Reichmuth

Es ist von weither sichtbar und steht meistens still, das Windrad auf dem Migros-Hochhaus an der Zürcher Pfingstweidstrasse. Im letzten März wurde es vom Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) in



Betrieb genommen – im Rahmen eines Pilotprojekts, um abzuklären, «inwiefern für Windenergie im urbanen Raum Potenzial besteht», wie es in einer Medienmitteilung des EWZ hiess. Die Erwartungen an die sogenannte Leichtwindanlage waren von Anfang an tief. 1300 Kilowattstunden Strom sollte sie im Jahr liefern. Das entspricht etwa 40 Prozent des Verbrauchs eines durchschnittlichen Vierpersonenhaushalts. Das AKW Gösgen produziert diese Strommenge in fünf Sekunden.

Doch die Planer haben sich verschätzt. Auf dem Dach des Hochhauses herrscht fast immer Flaute. Darum liefert das Windrad nur etwa ein Zehntel der prognostizierten Strommenge, wie das EWZ bestätigt. Hochgerechnet auf ein Jahr, sind es also etwa 130 Kilowattstunden – zu wenig, um irgendein Haushaltsgerät dauerhaft zu versorgen. Das AKW Gösgen produziert diese Strommenge in einer halben Sekunde. Der Standort auf dem Hochhaus sei «von Anfang an als nicht idealer Windstandort bekannt gewesen», heisst es entschuldigend von Seiten des EWZ. Gebaut wurde das Windrad trotzdem. Es kostete 30 000 Franken. Es gehe bei dieser Anlage gar nicht um die Stromproduktion, schreibt das EWZ, sondern darum, «die Akzeptanz bei der Bevölkerung abzuschätzen, den Einfluss auf das Stadtbild zu sehen und die Auswirkungen auf das Stromnetz zu untersuchen». Banale Erkenntnis des Elektrizitätswerks Zürich: «Die Natur und daher auch der Wind lassen sich nicht steuern.»

Angenommen, die Leichtwindanlage läuft einwandfrei weit über die geplante Testphase von fünf Jahren hinaus: In zwanzig Jahren wird sie, sollten sich die Messungen der ersten Monate bestätigen, 2600 Kilowattstunden Strom produziert haben. Setzt man diese Strommenge mit den Kosten des Windrads in ein Verhältnis, ergeben sich Fr. 11.50 pro Kilowattstunde. Zum Vergleich: Eine Kilowattstunde der Sorte «Atommixpower» kostet Privatkunden des EWZ, ohne Netzgebühren und gesetzliche Abgaben, rund 9 Rappen.

«Glücklich eine denkende Schweiz, würde ich sagen, in der ein Peter von Matt «Mainstream» ist.» *Christoph Egger*



«Mühe, sich zu seiner Herkunft als Nidwaldner zu bekennen»: Buchpreisträger von Matt.

Attribut «geschmeidig»

Nr. 47 – «Zeitgeists schönes Echo»;
Urs Paul Engeler über
Peter von Matt

Als Nidwaldner in der Ostschweiz las ich genüsslich diesen Beitrag. In literarisch elitären Kreisen hat der «Dichterstürm» Mühe, sich zu seiner Herkunft als Nidwaldner zu bekennen. Er sei in Luzern geboren. In Nidwalden ist der «Wurzelsepp» als «synthetischer Bergler» für ihn doch ein zu einfaches Gemüt. Kürzlich korrigierte er als EU-Sympathisant in einem Interview sein bisheriges Bekenntnis. Es sei momentan noch nicht der Zeitpunkt, der EU beizutreten. Seine Bewunderung für Max Frisch verleiht ihm das Attribut «geschmeidig»! Auch wenn sein in schöngestiger Sprache verfasstes Werk «Das Kalb vor der Gotthardpost» durchaus lesenswert ist, sind all seine Beiträge zum helvetischen Zeitgeist eher Wertungen eines Opportunisten.

Josef Räber, St. Gallen

Ich habe von U. P. Engeler auch schon die eine und andere aufschlussreiche «Personenbeschreibung» gelesen. Was er nun allerdings mit dem Germanisten Peter von Matt anstellt, ist grotesk. Ich erinnere mich an eine Veranstaltung in der Universität Zürich Ende der sechziger Jahre, die, wohl von der Fachschaft organisiert, unter dem typisch germanistischen Titel «Was heisst und zu

welchem Ende studiert man deutsche Literaturgeschichte?» eine kritische Durchleuchtung der Disziplin zum Ziel hatte. Unter dem halben Dutzend Podiumsteilnehmer – darunter wohl auch ein, zwei studentische Exponenten einer «materialistischen» Literaturwissenschaft, die ihren frischerworbenen Marxismus spazieren führten – fiel ein einziger aus dem Rahmen, indem er weder Altbackenes aus dem Elfenbeinturm zum Besten gab noch, was damals für junge Akademiker geradezu de rigueur war, wohlfeil Klassenkämpferisches. Peter von Matt, um den es sich handelte, hat auch vor jenem klar links gestimmten Auditorium unbeirrt und unerschrocken eine höchst originelle, ganz eigene Sicht der Dinge entwickelt, und zwar auf völlig unideologische Weise.

Daran hat sich, so weit ich sehe, bis heute nichts geändert, betreffe es nun sein Fach oder allgemein gesellschaftliche Umstände. Deshalb, ist vielleicht nicht überflüssig hinzuzufügen, reissen sich die Redaktionen um seine Beiträge, und nicht, weil er, lächerliche Unterstellung, so erstklassig «vernetzt» ist. Glücklich eine denkende Schweiz, würde ich sagen, in der ein Peter von Matt «Mainstream» ist. Der Unterzeichnende gesteht gern, dass er mit PvM befreundet ist und ebenso mit Beatrice von Matt, die er als langjährige Redaktionskollegin kennt.

Christoph Egger, Zürich

Verzicht auf DDT

Nr. 42 – «Tödlicher Bestseller»; Alex Reichmuth über Malaria

Das vernichtende Urteil über die Autorin des Buchs «Der stumme Frühling» darf nicht unwidersprochen bleiben. Es ist unvorstellbar, was aus uns geworden wäre, wenn wir über die letzten 50 Jahre DDT weltweit im selben Masse eingesetzt hätten wie vor Rachel Carsons Buch. Überdies ist DDT nicht in der Lage, die Malaria zu stoppen. Aufgrund der wissenschaftlich belegten Gefahren für Gesundheit und Umwelt müsste das Gift längst total verboten sein. Wo DDT noch eingesetzt wird, hat die Malaria-Mücke Resistenzen entwickelt und das Gift ist wirkungslos. Wirkungslos allerdings nur gegen die Mücken; unter den Bewohnern von DDT-behandelten Häusern sind Missbildungen bei Neugeborenen, Aborte und Todesfälle bei exponierten Kindern klar dokumentiert. Als Direktor des Forschungszentrums Icipe in Nairobi leitete ich in den 90er Jahren ein Programm, um Malaria-Mücken mit unbedenklichen Mitteln zu bekämpfen. Mit Unterstützung der Schweizer Stiftung Biovision wurde die Methode in Kenia seither über Jahre erfolgreich eingesetzt. Die Erkrankungsrate im Projektgebiet konnte bei



Schulkindern von 38 Prozent auf praktisch 0 Prozent reduziert werden. Kenia verzichtet seit Jahren völlig auf DDT.

*Dr. Hans R. Herren, Präsident
Stiftung Biovision*

Auf verlorenem Posten

Zum Auftritt des stellvertretenden Chefredaktors, Philipp Gut, bei «Menschen bei Maischberger» in der ARD zum Thema Roma

Wie ich annehme, dürfte der Auftritt des Sekundanten von Chefredaktor Köppel der Sondierung der allgemeinen Stimmungslage dienen. Nur so wäre es zu erklären, einen derartigen Ausfall in persona des Herrn Gut in die Arena zu entsenden. Dieser gute Mann ist persönlich ja völlig unsicher, überfordert und repliziert penetrant lediglich das Auswendiggelernte, das mit ziemlicher Sicherheit von Roger Köppel stammt. Oder lohnt es sich etwa nicht, das Pulver zu verschliessen, weil's (diesmal) nicht um die Schweizer Banken geht? Wann darf die geschätzte Öffentlichkeit mit dem nächsten Auftritt Eurer Unerträglichkeit rechnen?

Jens Bliss, per E-Mail

Ich lebe als Deutscher seit sechs Monaten beruflich in den USA und empfand die Sendung «Menschen bei Maischberger» bezüglich Sinti und Roma mit Beteiligung Ihres Journalisten als peinlich für die deutsche «Sachdiskus-

sion». In den USA würden zweifelsohne die integrierten Menschen davon ausgenommen und geschützt, aber die Gewaltverbrechen durch «Zuwanderer» für sich mit aller Konsequenz streng verfolgt. Darüber würde es in dieser Form auch bestimmt keine TV-Diskussion geben. *Martin Kledtke, Tyrone (USA)*

Mit Ihrer Argumentation standen Sie natürlich im bundesdeutschen Schulfernsehen auf verlorenem Posten. Es ist immer derselbe Ablauf, und es tat mir sehr leid für Sie. Natürlich haben Sie recht, aber es darf nicht gesagt werden, was nicht wahr sein darf. Gerade Frau Roth argumentiert immer vom Elfenbeinturm herunter. Man empört sich über das Offensichtliche und negiert die Wirklichkeit. Jeder Leser weiss, dass das Coverbild der *Weltwoche* nur ein Symbolbild war, nur Frau Roth nicht. Diese Banden treiben unter anderem auch in Oberbayern ihr Unwesen. Es wunderte mich, dass das Herr Hermann nicht thematisierte. Sie waren ausserdem der Einzige, der an die armen Kinder erinnerte, die missbraucht und angeleitet werden. Dazu sagte der Mann vom Zentralrat nichts. Es gibt viel zu wenig Journalisten, die wie Sie argumentieren.

Chris Dasch, Otterstadt bei Speyer (D)

Leider konnte das Anliegen Ihrer journalistischen Tätigkeit nicht vollends deutlich gemacht werden: dass Kinder in einem kriminellen Erziehungskreislauf missbraucht werden. Weiter so, legen Sie den Finger tiefer in die Wunde. *Frank Wolfram, per E-Mail*

Herr Gut ist ein vorzüglicher, kritischer Journalist und hochgeschätzter Schreiber. Darsteller und Debattierer allerdings ist er nicht. Darum: Schuster, bleib bei deinem Leisten, denn beim Schreiben hat man mehr Zeit vorzudenken als in einer Debatte. Mit der Unbeholfenheit seines Auftritts fügte er sich eine Kerbe um die andere zu, in die seine Kontrahenten gnadenlos hineinschlügen. Schade um den guten Gut. Er hat sich selbst, der *Weltwoche* und der Sache einen Bärendienst erwiesen.

Hans B. Schneider, Lommiswil

Der Bürgermeister

Nr. 47 – «Das Gift der Hilfswerke»;
Reportage von Alex Baur

Ich habe selbst dreissig Jahre lang in fast allen Kontinenten Projekte bearbeitet, auch im Zusammenhang mit dem Bergbau. Sicher wurde da und dort gesündigt, aber auch korrigiert. Auch in der Schweiz wurde beim Aufbau der Industrienation gesündigt, doch auch korrigiert. Alex Baur hat die Problematik sehr gut dargestellt, auch in der Figur des Bürgermeisters Mollohuanca; hier liegt der Hund begraben! Meine Erfahrungen könnte

ich so zusammenfassen: Man bewahre uns vor den sogenannten Hilfswerken! Hätte es solche im 19. und 20. Jahrhundert schon gegeben, wären wir heute noch immer ein armer, unterentwickelter Agrarstaat!

Fridolin Schlittler, Wädenswil

Und Basel?

Nr. 46 – «Meine Sehnsuchtsorte»
von Mark van Huisseling

Lieber Mark van Huisseling, dem Hochnebel in Zürich können Sie auch viel einfacher entfliehen: Schnellzug nach Basel! Ob Sie dann eine entspannende *Fähri*-Fahrt oder einen Espresso in einem der vielen Strassencafés geniessen oder sich in einem der Sterne- oder Nicht-Sterne-Lokale kulinarisch verwöhnen lassen – Sie werden jedenfalls feststellen, dass



das Wetter in Basel sozusagen immer besser ist (und nicht nur das – aber darüber schweigt der Kenner und geniessst selbst).

Patrick Hafner, Basel

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine Person aus dem gleichen Dorf, die man nur flüchtig kennt, im Wartezimmer des Hausarztes auf ihr gesundheitliches Befinden ansprechen?

Hans Boller, Fehraltorf

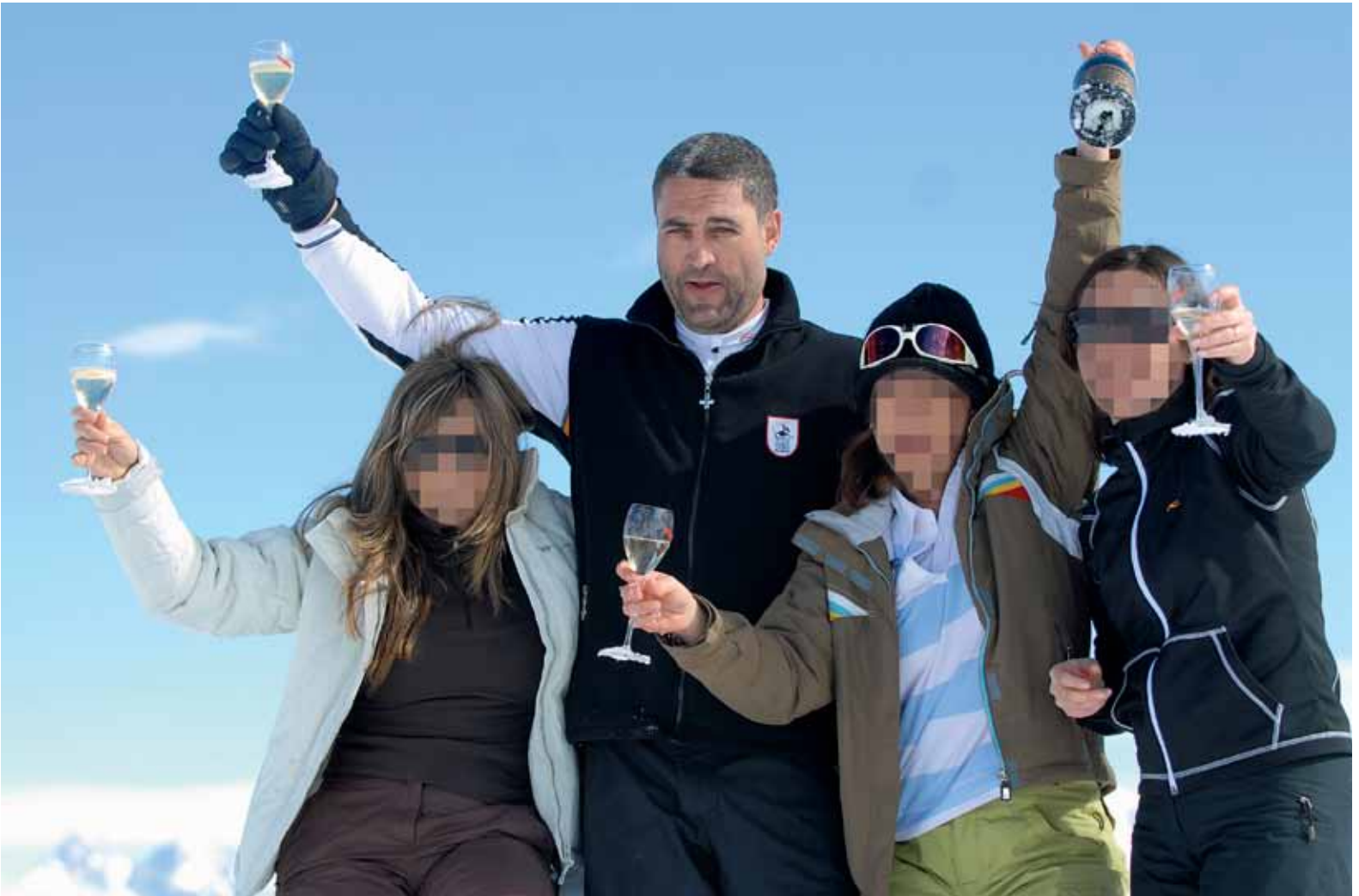
Überlegen Sie sich, in welcher Situation Sie selbst noch fähig wären, im Wartezimmer zu plaudern. Wenn Sie ein Medikament abholen, Ihre Blutwerte wieder mal testen oder einen lästigen Hautausschlag zeigen müssen, geht es Ihnen gut genug für Small Talk oder mehr. Unangenehm ist es wahrscheinlich erst, wenn Sie wegen Übelkeit und Durchfall mehr tot als lebendig vor sich hin vegetieren. Ein vorsichtiges und allgemein gehaltenes «Wie geht es dir so?» ist aber sicher nie falsch. Sie werden schnell merken, ob Ihr Gegenüber von seinem gesundheitlichen Zustand erzählen will. Sollte es nur noch schwach nicken können, sollten Sie akzeptieren, dass ein tiefgreifenderes Gespräch wohl nicht möglich ist.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Systematische Plünderung»

Dem Zuger Stadtrat und Finanzvorstand Ivo Romer wird vorgeworfen, das Vertrauen einer betagten Dame ausgenutzt und mehrere Millionen Franken abgezweigt zu haben. Die Behörden ignorierten Warnsignale. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. *Von Philipp Gut*



«Schlechtes Gefühl»: Politiker Romer bei der Veranstaltung «Wild Girls on Snow», die er grosszügig mit fremden Geldern unterstützte.

Am 26. Oktober 2012 schlugen die Ermittler in einer koordinierten Aktion zu. Die Zuger Staatsanwaltschaft führte an drei Orten gleichzeitig Hausdurchsuchungen durch: Bei der Firma Fidustra SA am Lüssiweg 43, in einer Privatwohnung nahe des Sees und im Stadthaus Zug, dem Sitz der Regierung. An allen drei Schauplätzen stand dieselbe Person im Visier: Ivo Romer (FDP), Stadtrat und Vorsteher des Finanzdepartements.

Am 16. April 2012 war gegen Romer Strafanzeige erstattet worden. Zur Last gelegt werden ihm verschiedene Delikte: Veruntreuung, betrügerischer Missbrauch einer Datenverarbeitungsanlage, Urkundenfälschung, Geldwäscherei. Die finanziellen Dimensionen sind schwindelerregend: Die Anzeige geht von mehreren Millionen Franken aus, die Romer veruntreut und für sich selbst und für Dritte abgezweigt haben soll.

Der Fall, so heisst es in der Anzeigeschrift, widerspiegle «die klassische Konstellation, wonach eine charmante und prima vista vertrauenerweckende Persönlichkeit sich zunächst das uneingeschränkte Vertrauen einer älteren, vermögenden Dame verschafft, um danach dieses Vertrauen gnadenlos zu missbrauchen und sich an ihrem Vermögen zu bereichern». Noch gilt die Unschuldsvermutung.

Sie war 89, er 40

Die ältere Dame heisst Alice Erika de Beaufort-Bubeck und stammt aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie mit Wurzeln in Basel sowie den Niederlanden. Nach dem Tod ihres Gatten zog Frau de Beaufort im Jahr 2000 in eine Eigentumswohnung an der Zeughausgasse 17 in Zug. Ihr Millionenvermögen vertraute sie der örtlichen Filiale der UBS AG zur Verwaltung an.

Die Anzeige eingereicht haben die Kinder von Alice de Beaufort, die in der Schweiz und in den Niederlanden leben. Frau de Beaufort ist am 18. September 2011 in Zug verstorben – ihre Nachkommen sehen sich um ein Millionenerbe betrogen. Grosse Teile des Vermögens, das sie Ivo Romer anvertraut hat, bleiben verschwunden.

Die erste Begegnung zwischen Frau de Beaufort, damals 89, und dem 49 Jahre jüngeren Finanzspezialisten und ehemaligen Präsidenten der kantonsrätlichen Geschäftsprüfungskommission (GPK) fand im Jahr 2004 in der Bank statt. Auf Anhieb fand sie Gefallen an ihm, Romer wurde auf ihren Wunsch zu ihrem neuen Kundenberater. Später verliess Romer die UBS. Ab Januar 2007 führte er die Vermögensverwaltung de Beauforts in eigener Regie, unter dem Dach seiner Finanzberatungsfirma Fidustra SA («diskret, vernetzt,

sympathisch», «Persönlichkeit, Integrität und Diskretion zählen – Geschäftliches ergibt sich»).

Zielstrebig baute Romer in der Folge die Kontrolle über die Geldflüsse von Frau de Beaufort aus. Seit Anfang 2007 wurden sämtliche Bankkorrespondenzen nicht mehr an sie, sondern direkt an Romers Fidustra SA versandt. Am 9. Mai 2007 setzte Romer einen Brief für die betagte Dame auf, indem sie erklärte, sie wünsche keine persönlichen Gespräche mit Bankvertretern mehr. Nur zwei Wochen später konnte Romer seine Befugnisse um einen letzten, entscheidenden Schritt erweitern: Alice de Beaufort stellte ihm eine «unbeschränkte Vollmacht» über sämtliche Finanzangelegenheiten aus. Zwischen Romer und dem Millionenvermögen stand nun nichts mehr – eine verhängnisvolle Konstellation, wie sich zeigen sollte.

Rasanter Vermögensschwund

Während Romer in den Genuss des überschwänglichen Vertrauens der mittlerweile 92-jährigen Dame kam, entfremdete sie sich zunehmend von ihren Kindern. Waren diese bis anhin regelmässig über die Finanzlage ihrer Mutter informiert worden, verweigerte ihnen Romer fortan jede Auskunft. Der smarte Finanzverwalter und Generalbevollmächtigte wurde so etwas wie ein Ersatzsohn. Sichtbarer Ausdruck der neuen Verhältnisse: Vor ein Bild ihrer Familie in der Wohnung an der Zeughausgasse 17 stellte Alice de Beaufort demonstrativ eine Fotografie von Romer. Ihre eigenen Kinder dagegen erhielten ein Haus- und Besuchsverbot. Es gelang Romer, die alte Dame, die kaum mehr ihre Wohnung verliess, von Umwelt und Familie abzuschotten.

Obwohl Romer durch die ihm übertragene Vollmacht gesetzlich geschützt war, begannen die Kinder ein «schlechtes Gefühl» zu entwickeln und ihm zu misstrauen. Zu Recht, wie es heute scheint.

Am 31. Dezember 2004 betrug das bei der UBS angelegte und von Romer verwaltete Nettovermögen der Alice Erika de Beaufort-Bubeck 6871 000 Franken. Zum Zeitpunkt ihres Todes sechs Jahre später waren auf ihrem Konto weniger als 20 000 Franken zu finden. Der Fehlbetrag sei auf «systematische Plünderung» zurückzuführen, heisst es in der Strafanzeige. Romer habe sich des Vermögens der älteren Dame bedient, «wie wenn dieses sein persönlicher Bancomat gewesen wäre».

Der ebenso rasante wie radikale Schwund habe hauptsächlich drei Gründe. Die Finanzierung des Umbaus und die Renovation des ehemaligen Elternhauses der Familie Bubeck in Basel; die Errichtung einer Stiftung im Jahr 2008, bei der Romer als einziger Stiftungsrat amtierte (wir kommen darauf zurück); und schliesslich und vor allem «die systematischen und wiederholten strafrechtlichen Handlungen des Beschuldigten, womit er sich

sukzessive erhebliche Bargeldbeträge aneignete sowie mehrfach Zahlungen an sich, an verbundene Gesellschaften und an Drittparteien zur Begleichung eigener Rechnungen auslöste», so die Anzeige. Die Überweisungen sind belegbar. Kontoauszüge und Transaktionsbelege liegen der *Weltwoche* vor.

Statt das ihm anvertraute Vermögen zu mehren, nahm es Romer, der nach dem Rücktritt seines FDP-Parteikollegen Ulrich Straub im November 2009 in den Stadtrat nachrückte und am 3. Oktober 2010 wiedergewählt und als Finanzchef der Stadt vereidigt wurde, mutmasslich zu seinen eigenen Gunsten aus.

Ans Licht kamen die Aktivitäten in ihrem ganzen Ausmass erst nach dem Tod Alice de Beauforts. Die Kinder der Verstorbenen, die seit längerem Verdacht geschöpft hatten, aber von Romer konsequent abgedrängt worden waren, verlangten Einsicht in Bankunterlagen und Steuererklärungen der verstorbenen Mutter. Anfang 2012 wurde ihnen Zugang zu den Daten gewährt. Was sie zu sehen bekamen,

Wer erhielt die zweimal 300 000 Franken, wenn die Empfänger keinen Rappen gesehen haben?

übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen.

Bei der nachträglichen Überprüfung der Banktransaktionen des Jahres 2006 fiel auf, dass die damals 91-jährige am 8. Mai und am 6. Oktober je 302 150 Franken in bar bezogen hatte. Weiter hob sie am 10. August 2006 einen Barbetrag von 202 150 Franken ab. De Beaufort quittierte jeweils den Erhalt dieser Beträge. Romer, damals noch in Diensten der UBS AG, fügte sein Visum mit dem Stempel «Ivo Romer – Wealth Management Switzerland» hinzu.

Wozu die Hochbetagte insgesamt 800 000 Franken verwendet hat, bleibt rätselhaft. Ihren relativ bescheidenen Lebensunterhalt bestritt sie aus ihrer AHV, die sie – einem monatlichen Ritual gleich – jeweils persönlich bei der Bank abhob (2150 Franken).

Eine Spur findet sich in der Steuererklärung für 2006, die allerdings erst im August 2007 auf Anweisung Romers erstellt worden ist. Darin sind zwei Schenkungen von je 300 000 Franken deklariert. Die eine ging gemäss Steuererklärung an eine Enkelin, die andere an eine entfernte Cousine Alice de Beauforts. Der Haken an der Geschichte: Beide sagen aus, nie eine solche Zahlung erhalten zu haben.

Die Zuger Steuerverwaltung fragte im Oktober 2007 bei der mit der Steuererklärung beauftragten Fidura Treuhand AG nach, ob die Beschenkten mit Alice de Beaufort verwandt seien – denn in diesem Fall hätte die Entrichtung der Schenkungssteuer von insgesamt 76 800 Franken vermieden werden können. «Auf Instruktion» Romers, so die Anzeige, teilte die Fidura AG der Steuerverwaltung mit,

die Beschenkten seien nicht verwandt. Damit hatte Alice de Beaufort die volle Steuer zu bezahlen. Den Betrag beglich Ivo Romer am 27. Dezember 2007 per E-Banking-Auftrag.

Die Zuger Staatsanwaltschaft muss im Zusammenhang mit diesen mysteriösen Barauszahlungen mehrere Fragen klären. Wer erhielt die zweimal 300 000 Franken, wenn die «offiziellen» Empfänger nach eigenen Angaben davon keinen Rappen gesehen haben? Wieso wurde das Verwandtschaftsverhältnis der angeblich Beschenkten – tatsachenwidrig – verneint? Weshalb liess Romer seine Mandantin 76 800 Franken Steuern entrichten, die sie gar nicht hätte zahlen müssen?

Es gibt nur eine vernünftige Erklärung für die Vorgänge: Die unnötige Steuer wurde beglichen, damit Nachfragen bei den angeblich Beschenkten oder gar bei Frau de Beaufort selbst unterblieben. Nicht einmal die Ansätze einer Spur finden sich von den restlichen 200 000 Franken, die im August 2006 in bar bezogen worden sind.

Es bestehe der dringende Verdacht, dass Romer «die gesamte Summe von 800 000 Franken unter dem Vorwand, dass er die Barbeträge bei den Empfängern abliefern würde, für sich selbst behielt», heisst es in der Anzeige. Das Geld ist bis heute verschwunden. Doch das war erst der Anfang.

Im Jahr 2007 – also vom Moment an, als Romer das Millionenvermögen privat betreute – nahm die Anzahl verdächtiger Bewegungen auf den Konti der alten Dame schlagartig zu. Jetzt gab es kein Halten mehr.

Bereits am 23. Januar 2007 erfolgte eine erste Überweisung von 20 000 Franken zugunsten einer gewissen Clair Southwell in Grossbritannien, gefolgt von einem weiteren Betrag von 5000 Franken am 14. Mai. Southwell allerdings war den Erben (und nach deren Auskunft auch ihrer verstorbenen Mutter) nicht bekannt. In den folgenden Jahren erhielt Southwell ohne ersichtlichen Rechtsgrund weitere Zahlungen im Gesamtbetrag von 74 685 Franken.

Recherchen ergeben rasch: Southwell ist Organisatorin eines glamourösen Charity-Anlasses, der unter dem Titel «Wild Girls on Snow» jährlich in Klosters stattfand und an dem sich Prominente wie Hockeytrainer Ralph Krueger oder Ex-Mister-Schweiz Renzo Blumenthal in Disziplinen wie Schneemann-Bauen und Ähnlichem messen. Als Hauptsponsor trat Romers Fidustra SA auf. Das Sponsoring erfolgte aber mit Geldern direkt vom Konto Alice de Beauforts, die Romer als seine eigenen Beiträge deklarierte.

Neben den «Wild Girls on Snow» stehen weitere Zahlungen ins Auge, die für eine alte Dame aussergewöhnlich anmuten. 40 000 Franken flossen am 28. August 2007 an die Swissperformance in Brüttisellen, eine auf Motorshows spezialisierte Gesellschaft, bei der sich Ivo Romers Fidustra wiederum als

Dokumente

6300 ZUG
041 727 33 33
M20 279 SC 1301020 PPMA-GUD
06.10.2006

UBS PRIVATKONTO 60PLUS

AUSZAHLUNG

273-264144.41Y

BELASTUNG CHF *302'150.00

VALUTA 06.10.2006

Wo blieb das Geld? Auszahlungsbeleg der UBS, Zug, über Fr. 302'150.--, 6. Oktober 2006.

26.05.08 E-BANKING-AUFTRAG
CLAIR SOUTHWELL
AUCTION DONATION
1 mal Gutschrifts- und Belastungsanzeigen
1 mal E-Banking CHF Inland

9 700.00

26.05.08

48 381.44

«Wild Girls on Snow»: Überweisung für Clair Southwell über Fr. 9700.--.

27.05.08 AUFTRAG
27.05.08
TEREZA INVEST S.R.O.
CZ 43003 CHOMUTOV
1 mal Gutschrifts- und Belastungsanzeigen
1 mal E-Banking Fremdwährung/Ausland

40 000.00

27.05.08

8 004.69

Selbstbedienung: Fr. 40 000.-- für Romers eigene Firma Tereza Invest.

UBS Wealth Management

Seite 2 von 2

273-264144

Transaktionen bei der UBS seit Mai 2007
Auf Basis der Kontoauszüge der letzten 16 Monate haben wir folgende grösseren Transaktionen auf Ihren Konti bei der UBS festgestellt:

Zweck/Empfänger	2007 (ab Mai 2007)	2008	Total
Bargeldbezüge	1'128'000	472'000	1'600'000
Baukosten "Basel"	598'000	610'000	1'208'000
Schenkungen Familie	494'000		494'000
Ascot Holding, Taipei	33'000	33'000	66'000
Tereza Invest S.R.O., Chomutov	90'000	100'000	190'000
Martello Resources LTD, Taipei	40'000	122'000	162'000
Miltons Matsmela Inc. ZA	20'000		20'000
Fidustra	66'000	51'000	117'000
Osira Trading AG, Zug	80'000	30'000	110'000
Ski, Events, u.ä.	60'000	56'000	116'000
M&O Treuhand, FL	50'000	82'000	132'000
Stiftungskapital	99'000		99'000
TOTAL	2'758'000	1'556'000	4'314'000

S.E.&O., gerundet auf CHF 1'000
Diese Aufzählung ist weder vollständig noch abschliessend.
Es gelten ausschliesslich die offiziellen Belastungsanzeigen und Vermögensausweise der UBS AG.

Ihre Sicherheit
Wir möchten Sie darauf aufmerksam machen, dass wir unseren Kunden den Barbezug von grösseren Geldbeträgen nicht empfehlen. Aus Sicherheitsgründen empfehlen wir, grössere Transaktionen per schriftlichem Auftrag oder per e-banking auszuführen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass das Verlustrisiko bei Bezug, Transport oder Wiedereinzahlung von bedeutenden Bargeldbeträgen am grössten ist.

Warnung der Bank: Übersicht der UBS AG vom 26. September 2008.

18	14.03.2007	2'210	Barbezug UBS Zug	Erika de Beaufort-Bubeck
19	30.03.2007	70'000	Barbezug UBS Zug	Ivo Romer (einmalige Vollmacht)
20	22.05.2007	1'300	Barbezug UBS Zug	Erika de Beaufort-Bubeck
21	04.06.2007	80'000	Barbezug UBS Zug -> Diesen Bezug konnten wir auf dem Konto nicht finden!	
22	05.07.2007	250'000	Barbezug UBS Zürich Paradeplatz	Ivo Romer

Häufung von Barbezügen: Auflistung der UBS-Filiale Zug.

4. Frau Alice Erika de Beaufort ist ausserstande ihre finanziellen Angelegenheiten zu regeln. Auch mit der Unterstützung des von ihr zur Vertretung bevollmächtigten Herrn Ivo Romer, hat sie für Dritte nicht nachvollziehbare Entscheide getroffen und Geschäfte getätigt, wie dies die nachbeschriebenen Beispiele eindrücklich belegen. Das einst namhafte Vermögen von Frau de Beaufort ist ernsthaft gefährdet, im Falle einer längeren Unterbringung in einem Pflegeheim droht die Verarmung.

«Das Vermögen ist ernsthaft gefährdet»: Vormundschaftsbegehren vom 8. Mai 2008.

Sponsorin engagierte. In späteren Jahren erhöhte sich der Betrag auf 105 000 Franken.

Am 9. August 2007 gingen 21 520 Franken an den Schweizerischen Skiverband. Romers Vorliebe für Wintersport belegen sodann Transaktionen vom Mai und Oktober 2010, als er für insgesamt 9000 Franken Inhaberaktien des Eissportvereins Zug (EVZ) erstand. Im Nachlass Alice de Beauforts wurde keine dieser Aktien gefunden. Fündig hingegen wurde die Staatsanwaltschaft anlässlich ihrer Hausdurchsuchung bei Romer: Sie beschlagnahmte ein Inhaberaktienzertifikat der EVZ Sport AG.

Paddelboote für eine 95-Jährige

Wenig mit den Vorlieben und Fähigkeiten einer 95-Jährigen, die als Gehhilfe einen Rollator benützte, haben auch die Zahlungen vom 5. Juli 2010 zu tun, als vom Konto Alice de Beauforts 6750 Franken an die Firma Coreban in Zug flossen. Das Unternehmen vertreibt sogenannte Stand-up-Paddelboote. Auch diese Sportgeräte sucht man im Nachlass Frau de Beauforts vergeblich.

Die Zielstrebigkeit, mit der Romer das Konto der alten Dame leerte, erstaunt: Eine weitere Form der Selbstbedienung betreffen Überweisungen an eigene Firmen. Obwohl er sein Vermögensverwaltungsmandat als «ehrenamtlich» bezeichnete, liess Romer sich und seiner Fidustra SA insgesamt 229 300 Franken überweisen. Hinzu kommen «Investitionen» in Unternehmen im In- und Ausland, die Romer kontrolliert. Die Belege liegen der Weltwoche vor.

So flossen 100 000 Franken sowie 10 000 Euro an die Tereza Invest s.r.o. in Komotau, Tschechische Republik, bei der Romer hundert Prozent der Aktien hält. Die Osira Trading AG mit Sitz in Zug – die Firma ist mittlerweile wegen Konkurses aufgelöst, Romer sass im Verwaltungsrat – erhielt 34 103 Franken. Ebenfalls gut 34 000 Franken gingen an süd-afrikanische Gesellschaften, in die Romer direkt oder über seine Fidustra SA involviert ist.

Romer verstreute das Geld in alle Himmelsrichtungen, wahrscheinlich – so der Vorwurf der Anzeige –, um es zu waschen. Mehrfach gingen grössere Zahlungen an Firmen in Taipeh sowie an Treuhandunternehmen in Liechtenstein und Glarus. Keine dieser Transaktionen weist einen erkennbaren Zusammenhang mit Frau de Beaufort, geschweige denn mit einer sinnvollen, das Vermögen mehrenden Anlage auf.

Selbst seinen Fasnachtsspass finanzierte Romer aus dem Vermögen seiner Mandantin. Im Jahr 2008/09 amtierte er als «Prinz Ivo I.» in der Zunft der Letzibuzäli. Zum Fasnachtsbeginn belaste er das Konto Alice de Beauforts am 10. 11. 2008 mit rund 1700 Franken bei zwei Weinhändlern. Gleichzeitig zahlte er einer «Prinzessin» namens Brit Sorychta 3000 Franken aus, gefolgt von 9000 Franken im Februar, als das närrische Treiben richtig losging.

Das Bild, das sich den geprellten Erben und den Ermittlern der Staatsanwaltschaft bietet, ist spektakulär: Allein von Anfang 2008 bis Mitte Mai 2011 löste der heutige Finanzchef der Stadt Zug vom Konto seiner Mandantin Dutzende von Zahlungen zugunsten eigener oder ihm nahestehender Firmen aus. Er führte dubiose Aktiendeals durch, ohne dass je ein Gegenwert in das Konto Frau de Beauforts eingebucht worden wäre.

Wie planmässig Romer vorging, zeigt sein Umgang mit der bereits erwähnten Stiftung. Die De-Beaufort-Bubeck-Wolfensberger-Stiftung wurde am 21. Februar 2008 mit einem Kapital von zwei Millionen Franken unter der Regie Romers gegründet – mit ihm selbst als einzigem Stiftungsrat. Romer benutzte die Stiftung sogleich als Vehikel für weitere mutmassliche Bereicherungen. Weil Stiftungen von Gesetzes wegen unter Aufsicht des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI) stehen, konnte er dabei nicht gleich vorgehen wie mit dem Selbstbedienungsladen, den die Vermögenswerte Frau de Beauforts für ihn darstellten. Romer entwarf, ganz der gewiefte Finanzfuchs, ein kompliziertes System von Krediten und Rückzahlungen auf das Konto seiner Vollmachtgeberin. Dies erlaubte ihm über Umwege auch Stiftungsgelder abzuzweigen. Wie die dokumentierten Kontobewegungen zeigen, buchte er die via Stiftung eingetroffenen Beträge jeweils innert Stunden vom Beaufort-Konto ab. Das Vorgehen war stets dasselbe: Kaum war eine Gutschrift erfolgt, bediente sich Romer in kürzester Zeit.

Die Schadensbilanz, die der Zuger Finanzvorstand bei den ihm anvertrauten Vermögenswerten Alice de Beauforts hinterlässt, ist imposant. Über Bancomat-Bezüge hob Romer seit 2007 insgesamt 173 502 Franken ab. 1985 360 Franken sowie 6060 Euro liess er sich in bar aushändigen. Hinzu kommen die an-

geblichen Schenkungen aus dem Jahr 2008 im Umfang von 800 000 Franken. Das macht total 2,8 Millionen. Von diesem Betrag fehlt bis heute jede Spur.

Wie hoch der Schaden am Ende insgesamt ausfällt, muss die Staatsanwaltschaft ermitteln. Zu den Bar- und Bancomatbezügen von 2,8 Millionen Franken kommen die zahlreichen Überweisungen, die Romer an sich selbst, seine Firmen sowie an Dritte veranlasste.

Von der *Weltwoche* mit den Vorwürfen der Anzeige und insbesondere mit der Frage konfrontiert, wo die Millionen geblieben sind, antwortete Romer, er verweise auf «das laufende Verfahren und ausdrücklich auf die legitime Unschuldsvermutung». Inhaltlich wollte er keine Stellung nehmen.

Dass es so weit kommen konnte – daran tragen auch die Behörden eine gewisse Mitverantwortung. Mehrfach sandten die Beaufort-Kinder Warnsignale aus. Doch die begründeten Bedenken wurden weggewischt.

1 — Vormundschaftsbehörde. Am 8. Mai 2008 stellten vier der fünf Kinder von Alice de Beaufort ein Vormundschaftsbegehren für ihre Mutter. Diese sei ausserstande, ihre finanziellen Angelegenheiten zu regeln. Auch mit Unterstützung des von ihr bevollmächtigten Ivo Romer habe sie «für Dritte nicht nachvollziehbare Entscheide getroffen». Es sei eine unerklärliche «Kaufsucht» zu beobachten. Das einst namhafte Vermögen sei «ernsthaft gefährdet». Die an Romer ausgestellte Vollmacht sei zu widerrufen. Die Vormundschaftsbehörde – der Zuger Stadtrat, dem Romer bald selber angehören sollte – lehnte das Begehren ab.

2 — Stiftungsaufsicht. Einen weiteren Hilferuf sandten die Kinder am 25. Juli 2011 an die Eidgenössische Stiftungsaufsicht beim EDI. Sie seien «tief beunruhigt» durch die Tatsache,

dass erhebliche Vermögenswerte ihrer betagten Mutter in ein Vehikel übertragen wurden, das nicht den ursprünglichen Zweck wahrnehme. Das einzige verantwortliche Organ der Stiftung – Ivo Romer – missachte die «elementarsten Pflichten zur Gewährleistung eines geordneten Geschäftsablaufs». Die «zweckfremde Alleinherrschaft» Romers sei zu beenden, so die Kinder weiter. Geschehen ist nichts.

3 — UBS. Schliesslich warnte auch die UBS. Per Einschreiben teilte sie Alice de Beaufort am 26. September 2008 mit, dass ihr Vermögen bei der Bank von 6 871 000 Franken Ende 2004 auf aktuell 383 000 Franken geschrumpft war. Die Bank listete die grösseren Kontobewegungen der letzten sechzehn Monate auf, darunter diverse Zahlungen an Firmen Ivo Romers und Bargeldbezüge in Millionenhöhe – wovon die UBS dringend abriet.

Die offenbar verwirrte alte Frau liess sich davon nicht beeindrucken. Nachträglich hiess sie die Überweisungen, «Investitionen» und Barbezüge, die Romer bis zu diesem Zeitpunkt getätigt hatte, durch eine Unterschrift gut. In ihren letzten Lebensjahren vertraute sie nur noch einem einzigen Menschen: Ivo Romer, ihrem mutmasslichen Plünderer.

Fazit: Möglicherweise segnete die alte Dame tatsächlich einen Teil der sonderbaren Geschäfte freiwillig und in vollem Bewusstsein ab – was ihre Kinder allerdings bestreiten. Nach wie vor bleiben aber mehrere Millionen unauffindbar. Ob Romer illegal handelte, werden allenfalls die Gerichte entscheiden. Auf jeden Fall bleibt sein Verhalten für einen Vermögensverwalter und Regierungspolitiker in einer international bekannten Finanzmetropole mehr als zweifelhaft. Es ist letztlich unvereinbar mit den Prinzipien einer seriösen und integren, die Kundeninteressen wahrenden Geschäftsführung. ○

WIR REDUZIEREN DIE AUSFALLZEIT AN FLUGHÄFEN AUF DER GANZEN WELT.



Die steigende Nachfrage nach Flugreisen ist eine Herausforderung für das Bodenpersonal.

Unsere Lösung? Aerobahn. Ein integriertes Überwachungs- und Kommunikationssystem, das den Fluglotsen und dem Bodenpersonal einen Gesamtüberblick über alle Geschehnisse auf der Start- und Landebahn gibt.

Das Ergebnis? Sicheres Reisen für alle im und um den Flughafen. Weniger Konflikte bei den Gates, Verspätungen der Taxis und verpasste Anschlüsse. Weniger Emissionen. Höhere Effizienz. Und generell weniger Ausfallzeit.

Dank der intelligenten Lösung von Saab fliesst der Verkehr an Flughäfen, von Amerika bis Australien, einschliesslich Charles de Gaulle und Hongkong.

Erfahren Sie mehr unter saabgroup.ch/smartprotection

Seit 1937 entwickelt Saab hochtechnologische und kosteneffiziente Lösungen für den Schutz in den Bereichen militärische Verteidigung und zivile Sicherheit. Heute finden Sie Beispiele des intelligenten Schutzes von Saab auf jedem Kontinent: in einer breiten Palette von zivilen und militärischen Anwendungen sowie der kommerziellen Luftfahrt.



SAAB 75 YEARS OF DEFENCE AND SECURITY

«Eine Kopfgeburt»

Der ehemalige deutsche Bundesbanker und Bestseller-Autor Thilo Sarrazin über die inneren Widersprüche des Euro und die zwingenden Folgen der aktuellen Rettungspolitik. *Von Roger Köppel*

Herr Sarrazin, wie krank ist die Euro-Zone?

Die Währung ist gesund. Aber: Die Länder innerhalb der Währungszone waren unterschiedlich erfolgreich. Einige kommen mit der gemeinsamen Währung klar, andere haben Kostenstrukturen, Lohnstrukturen und Defizite entwickelt, die ihnen schaden. In gewissem Umfang wäre dies normal. Nur sind die Unterschiede zu gross geworden, und die Probleme, die daraus entstehen, können nicht mehr mit den traditionellen Mitteln bekämpft werden wie Aufwertung oder Abwertung der Landeswährung.

Und wo liegt das grösste Problem?

Innerhalb der Währungsunion ist für die bereits angeschlagenen Staaten wie Frankreich, Italien, Spanien – Griechenland nenne ich schon gar nicht mehr – keine Perspektive zu erblicken, wie sie wirtschaftliches Wachstum erzielen wollen.

Londons Bürgermeister Boris Johnson schrieb in einem Kommentar, die Euro-Rettung sei für ihn das Gleiche, wie wenn ein Chirurg bei einem todkranken Krebspatienten den Krebs retten wolle, während der Patient als Folge der Behandlung sterbe. Ist der Euro die Krankheit, die man zu retten versucht?

In der Tat werden Griechenland stärkste Chemo-Pharmaka verabreicht, die den Kreislauf angreifen und jetzt die Leber ausser Kraft setzen. Was Griechenland zustoßt, finde ich schrecklich. Jeder dritte Laden schliesst. Der private Verbrauch geht um 20 Prozent zurück. Das Bruttosozialprodukt sinkt um 16 Prozent. So etwas hat die Schweiz seit Napoleon nicht erlebt. Die Investitionen fallen um 37 Prozent.

Euro-Politiker und Notenbanker beruhigen und verweisen auf die grossen Fortschritte der Schuldenstaaten.

Der Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), Mario Draghi, ist wie ein kommandierender General im Höhepunkt der Schlacht. Er wird niemals sagen: «Der Feind wird im Mittelabschnitt der Front innerhalb der nächsten drei Tage durchbrechen, und mir fehlen die Reserven, um ihn am Durchbruch zu hindern.» Er wird sagen: «Wir sind auf gutem Weg, dort und dort haben wir den Feind zurückgeschlagen, und es läuft alles genau nach meinem Schlachtplan» – so wie sich Erwin Rommel nach El-Alamein würde geäussert haben.

Sie übertreiben.

Lesen Sie die Wehrmachtsberichte. Da hiess es noch am 15. April 1945, deutsche Panzerkräfte hätten vor Wien den Feind zurückgedrängt und 23 feindliche Panzer abgeschossen. Genau so eine Äusserung tätigte kürzlich Jörg Asmussen, ein junger, agiler Mann im EZB-Direktorium. Er sagte, die Lohnstückkosten der Griechen seien doch schon um 10 Prozent gesunken. Er vergass allerdings hinzuzufügen, dass sie vorher um 60 Prozent gestiegen waren. Wenn es in dem Tempo weitergeht, alle drei Jahre 10 Prozent, dann können Sie ausrechnen, dass die Griechen in fünfzehn Jahren wieder wettbewerbsfähig sein werden.

Wie beurteilen Sie die Massnahmen zur Stabilisierung der Euro-Zone?

Die Massnahmen sind logisch, wenn auch falsch. Man hat das No-Bailout-Prinzip durch ein Bailout-Prinzip ersetzt. Früher sollten Disziplin und Stabilität erzwungen werden durch ein Verbot, den in Schwierigkeiten geratenen Staat zu finanzieren. Heute will man – genau umgekehrt – Solidität erreichen, indem man Insolvenz verhindert und undisziplinierten Staaten Geld gibt. Doch niemand spart, wenn er jeden Monat einen Scheck aus Brüssel bekommt. Wenn die ökonomische Theorie, auf der Maastricht aufbaute – kein Bailout –, richtig war,

«Die Franzosen leben, wie sie immer lebten, mit einer gewissen Inkonsequenz.»

dann kann das, was man jetzt macht, nur in die falsche Richtung führen. Es ist eine Frage der Logik.

Gemäss namhaften Ökonomen können die Spannungen in der Euro-Zone leicht entschärft werden: Es braucht eine stärkere Inflation im Norden, man schwächt die Starken, damit die Schwachen aufholen können. Was ist daran so falsch?

Erstens: Die Inflationsstrategie impliziert, dass die Geldvermögen im Norden um 30 bis 60 Prozent entwertet werden, bei niedrigen Zinsen. Das ist die Enteignung des Sparerers im Norden zur Finanzierung des Konsums im Süden. So wäre es, wenn die Strategie funktionierte. Sie wird aber nicht funktionieren, denn sie ist eine Kopfgeburt, die auf einer unwahrscheinlichen «wenn, dann»-Beziehung beruht: Wenn die Kosten in Italien die nächsten zehn Jahre nur um 1 Pro-

zent steigen, in Deutschland aber um 4 Prozent, habe ich eine Lücke von 30 Prozent geschlossen. Nur: In der Wirklichkeit Europas wird es niemals passieren, dass deutsche Gewerkschaften während zehn Jahren jedes Jahr Lohnsteigerungen von 6 Prozent durchsetzen, um 4 Prozent Inflation zu erreichen. Das machen deutsche Gewerkschaften nicht. Deutsche Betriebsräte werden nie dafür sorgen, dass ihre Firma durch eine solche Lohnpolitik im Export Marktanteile verliert. Die sägen nicht den Ast ab, auf dem sie sitzen. Niemals werden sich, zweitens, italienische, spanische und französische Gewerkschaften zehn Jahre lang mit Lohnabschlüssen von 2 Prozent begnügen, wenn die unsympathischen Deutschen 6 Prozent abstauben. Die ganze Strategie läuft nicht. Schauen wir die Realität an: Nach drei Jahren Rettungspolitik ist einerseits die Inflationsrate in der EU mit 2,7 Prozent eindeutig zu hoch. Andererseits ist die Inflationsrate in Deutschland mit 2 Prozent pro Jahr eindeutig niedriger als in Italien oder woanders.

Viele Ökonomen halten dagegen, dass dank dem EZB-Plan, unlimitiert Staatsanleihen zu kaufen bei strengen Auflagen, die Rückkehr zur Disziplin des Maastricht-Vertrags möglich sei. Warum zweifeln Sie daran?

Weil ich Politiker war, weil ich zwanzig Jahre im Umfeld von Politikern gearbeitet habe und weil ich die Politik kenne. Schauen Sie sich den Fall Griechenland an, das ist ein lebendes Beispiel dafür, dass sich ein Land an keine Regeln hält. Trotzdem wird geholfen: Wer fest an die Rettung Griechenlands glaubt, sollte griechische Staatsanleihen kaufen – ein Geschäft ohne Ende.

Gleichzeitig wird uns erzählt, es werde keine Inflation geben.

Das ist widersinnig. Man kann nicht höhere Inflation für den Norden fordern und gleichzeitig das Risiko einer Inflation für nichtig erklären. Technisch gesehen, ist das Argument allerdings richtig: Die EZB hat die Instrumente, das Geld aus dem Kreislauf zu nehmen. Die Frage ist: Wird die EZB, die sich tief in die Politik verstrickte, die Kraft haben, unabhängig zu handeln? Wenn die Inflation zuschlägt, nachdem Draghis «Dicke Berta» leergefeuert ist – wird die EZB dann hart intervenieren, also härtere Bedingungen fordern, zum Beispiel bessere Sicherheiten bei Krediten und höhere Zinsen? Es würden sich bei der Staatsfinanzierung plötzlich grosse Lücken auftun.



«Greise schwingen ohnmächtig mit dem Krückstock»: Ökonom Sarrazin zu Hause in Berlin.

Draghi dürfte sich dann fragen: Gefährden wir den Bestand der Währungsunion, oder lassen wir etwas mehr Inflation zu? Er wird sich für Letzteres entscheiden.

Der Euro ist somit eine Fehlkonstruktion, die nicht funktionieren kann.

Nein, die Währung funktioniert, aber um den Preis dauerhafter Wachstums- und Wohlstandsverluste in den Südstaaten und um den Preis einer schleichenden Enteignung der Sparer im Norden mit steigendem Druck auf Deutschland, dem Süden zu helfen.

Wie beurteilen Sie den politischen Willen in Deutschland, diesen Euro künstlich am Leben zu erhalten?

Stellen wir uns vor, die griechische Regierung würde dabei erwischt, wie sie auf der Insel Lesbos hemmungslose Bunga-Bunga-Partys veranstaltet, indirekt auf Kosten des deutschen Steuerzahlers. So etwas könnte in Deutschland, würde die *Bild*-Zeitung täglich darüber berichten, die Neigung, Milliarden in den Süden zu verschieben, rasant verringern.

Und wenn so ein Fall ausbleibt?

Solange die Politiker nicht mit dem Risiko der Abwahl bestraft werden, werden sie den Weg eines unkritischen Euro-Fanatis-

mus weitergehen. Ich bin nach wie vor Anhänger des gemeinsamen europäischen Wirtschaftsraums ohne Zollgrenzen, mit freier Bewegung von Kapital und Arbeit und einheitlichen Wettbewerbsregeln. Ich halte allerdings die Stabilität der Völker in ihrer Andersartigkeit für gross. Wer die Währungsunion zum Funktionieren bringen möchte, muss aus Griechen, Franzosen und Spaniern wirtschaftspolitische Deutsche machen. Das ist weltfremd. Nur eine europäische Währungs- und Wirtschaftsordnung, die die Eigenart der Völker und Staaten ausreichend ins Kalkül zieht, wird dauerhaft stabil sein.

Was die EU mit ihrem Vereinheitlichungsfimmel verneint.

Dieser Hang zur Gleichmacherei ist unhistorisch. Die Franzosen wissen das sogar. Sie wollten nicht unter dem Diktat der deutschen Mark leben. Darum musste der Euro kommen. Sie erachten sich als das erste Volk, und jeder, der nicht gut Französisch spricht, ist ein Kulturbanause. Das ist ihre Sicht der Dinge, und das ist legitim, solange sie damit nicht die anderen aggressiv behelligen. Die Franzosen sind konsequent darin zu sagen: «Gemeinsame Währung, ja, aber keine geteilte Souveränität.» Eben sagte Aussen-

minister Laurent Fabius, er sei sehr dafür, dass es mehr Koordination im Fiskalischen gebe, Brüssel dürfe ruhig genauer hinschauen, man könne alles diskutieren und jeder könne vom anderen lernen, aber entscheiden müssten am Ende die Franzosen. Die Franzosen leben so, wie sie immer lebten, mit einer gewissen Inkonsequenz. Ich habe überhaupt nichts gegen diese Vielfalt, ich sage aber, dass ein Europa, das diese Vielfalt abschaffen will, scheitern muss.

Wer Ihr Buch über den Euro liest, muss zum Schluss kommen: Übung abbrechen. Diese Konsequenz ziehen Sie nicht daraus. Warum?

Ich finde als ausgebildeter Staatsbeamter, Verträge sollten eingehalten werden. Wenn wir den Vertrag von Maastricht leben, werden die anderen ihn brechen. Wer mein Buch aufmerksam liest, zieht selbst den Schluss: Die Rückkehr zum No-Bailout-Prinzip ist das Ende des Euro.

Die Schweiz importiert die Probleme über eine Währungsuntergrenze. Müssen wir uns nicht lösen?

Nicht unbedingt. Im Zuge der Euro-Wirren verzeichnet die Schweiz enorme finanzielle Zuströme, die letztlich mit ihrer Wirtschaft nichts zu tun haben. Ich finde es eine rationale Politik, diese Zuströme gleichsam stillzulegen. Was ich allerdings tun würde: Ich würde diese Mittel in einen Staatsfonds einbringen wie Norwegen oder die Golfstaaten.

Was ist das grösste Risiko für die Schweiz?

Eine Notenbank kann vieles kompensieren. Man soll nicht dramatisieren. Und wenn es wirklich ernst wird, kann man das Währungsziel aufgeben.

Muss sich die Schweiz darauf einstellen, dass die EU-Staaten immer mehr Druck auf die unabhängige Wohlstandsinsel in ihrer Mitte machen?

Nein. Die Steuersache ist etwas anderes. Das dominierende gesellschaftliche Prinzip in den meisten Staaten ist der Neid. Der Neid prägt auch das Steuersystem mit einem starken Umverteilungsfaktor. Der Fall um Ex-Postchef Zumwinkel, der als Steuersünder mit Auslandskonten vor laufenden Kameras abgeführt wurde, hat Steuergeschichte geschrieben. Sobald dieses Problem gelöst ist, wird die Schweiz in den seligen Zustand versinken, in dem sie immer schon lebte: Sie war gross genug, um wahrgenommen zu werden, aber zu klein, als dass man sie wirklich in Betracht gezogen hätte. Das bleibt die Chance der Schweiz in der Zukunft.

Wie haben Sie eigentlich Ihr Geld angelegt?

In Euro. Vor allem in deutschen Aktien, aber auch Unternehmensanleihen in Euro mit einer Laufzeit von fünf Jahren.

Thilo Sarrazin: Europa braucht den Euro nicht. Wie uns politisches Wunschdenken in die Krise geführt hat. DVA. 461 S., Fr. 35.90

Nobelpreise: Warum kaum Frauen?

Unter Nobelpreisträgern sind Frauen rar. Allgemein gibt es mehr männliche Hochintelligente als weibliche. Forscher glauben die Gründe zu kennen: Die Natur experimentiert stärker bei Männern. Das bringt mehr Dummköpfe, aber auch mehr Genies hervor. *Von Alex Reichmuth*

Für Anhänger der Geschlechtergleichstellung muss es eine herbe Enttäuschung gewesen sein: In diesem Jahr ging kein einziger Nobelpreis an eine Frau. Sowohl in Chemie, Physik, Medizin als auch in Wirtschaft kamen je zwei Männer zum Zug. Auch in der Sparte Literatur, wo Frauen überdurchschnittlich oft geehrt werden, ging das weibliche Geschlecht leer aus. Und der Friedensnobelpreis wurde der Europäischen Union verliehen.

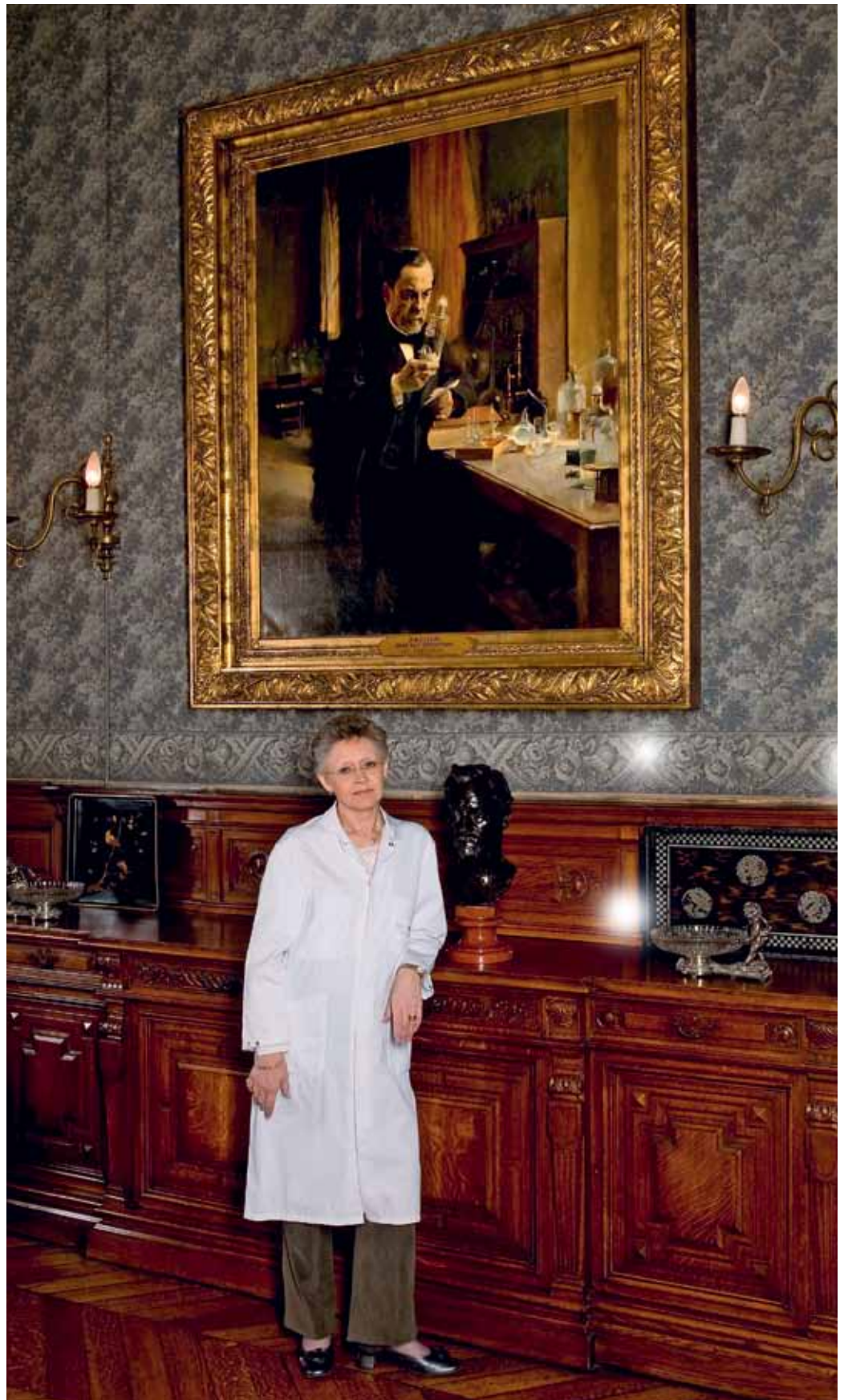
2012 ist nicht etwa ein Sonderfall. Der Nobelpreis wird allgemein selten dem weiblichen Geschlecht zugesprochen. Von den insgesamt 863 Trägern des Preises seit dessen Einführung 1901 sind gerade 44 Frauen, was 5 Prozent entspricht. Die Mehrheit der Preise an Frauen entstammt dabei den Kategorien Frieden (15) und Literatur (12), nicht aber einer Wissenschaftskategorie. Dort ist der Anteil der Preisträgerinnen besonders gering. In Chemie gibt es bis heute sogar erst vier Nobelpreisträgerinnen, in Physik erst zwei und in Wirtschaft nur eine.

Noch schlechter punkto Frauenanteil steht es im Bereich Mathematik. Hier wird zwar kein Nobelpreis vergeben. Die Fields-Medaillen, die alle vier Jahre für herausragende mathematische Leistungen vergeben werden, haben aber einen vergleichbaren Stellenwert. Fünfzig Empfänger der Fields-Medaillen gibt es seit 1936, dem Jahr, in dem diese erstmals verliehen wurden. Doch darunter ist keine einzige Frau.

Ebenso auffällig ist ein Mangel an weiblichen Superstars in anderen Gefilden. Berühmte Komponisten heißen Bach, Beethoven oder Mozart, berühmte Dichter Shakespeare, Goethe oder Schiller und berühmte Maler van Gogh, Rembrandt oder Picasso. Frauen? Wo ist der weibliche Bill Gates? Es fallen einem keine Namen ein.

Die Sache mit der gläsernen Decke

Genies, die mit ihren Gedanken, Ideen und Entdeckungen die Welt verändern, sind nur in Ausnahmefällen Frauen. Das ist eine unbestrittene Tatsache. Aber warum ist das so? Einfache Erklärungen liegen schnell bereit. Frauen seien nicht weniger begabt, würden aber daran gehindert, ausserordentliche Leistungen zu erbringen, lauten gängige Deutungen. Sie stiessen an eine «gläserne Decke» und würden diskriminiert, wenn sie ganz nach oben wollten. Ein «patriarchales System» halte sie kurz, bevor sie mit Spitzenresultaten glänzen könnten. Andere Erklärungen zielen darauf ab, dass Frauen weniger Interesse zeigten, sich



Die Ausnahme bestätigt die Regel: französische Medizin-Nobelpreisträgerin Françoise Barré-Sinoussi.

nach oben durchzuboxen und alle Kräfte auf Spitzenleistungen zu konzentrieren – etwa darum, weil sie nicht so viel Wert auf Prestige legten würden. «Frauen streben einen Aufstieg zur Spitze vielfach nicht an, weil er ihnen nicht lohnend erscheint», schreibt Renate Schubert, Ökonomeprofessorin und Delegierte für Chancengleichheit an der ETH Zürich. Mit «Spitze» meint sie Top-Positionen in der naturwissenschaftlich-technischen Forschung. Geld etwa bedeute Frauen oft weniger als Männern, so Schubert. Elsbeth Stern, Psychologieprofessorin an der ETH Zürich, sieht vor allem psychologische Faktoren, warum es Frauen selten bis nach ganz oben schaffen: «Sie sind ängstlicher, lassen sich leichter verunsichern und geben eher auf», sagte sie gegenüber der deutschen Zeitung *Die Welt*.

Männer in Mathematik leicht besser

An all diesen Erklärungen ist möglicherweise etwas dran. Vor allem in früheren Zeiten war es für Frauen oft unmöglich, eine akademische Laufbahn auch nur anzustreben. Ein weiblicher Mozart wäre an gesellschaftlichen Hindernissen gescheitert. Doch gilt das auch heute noch? Gibt es in der Gegenwart nur darum kaum Nobelpreisträgerinnen, weil Frauen noch immer nicht dürfen oder nicht wollen?

Die Antwort heisst Nein, wenn man Resultate der Wissenschaft betrachtet. Es gibt gesicherte Erklärungen, warum Frauen sehr viel seltener als Männer Spitzenleistungen erbringen: Es liegt an der Intelligenz – zumindest zu einem nennenswerten Teil.

Allerdings sind Frauen nicht etwa generell dümmer als Männer. Es gibt zwar Unterschiede in der durchschnittlichen intellektuellen Leistungsfähigkeit. Männer zeigen zum Beispiel leicht bessere Leistungen, wenn es um mathematische Fähigkeiten und räumliche Orientierung geht. Frauen schneiden dagegen etwas besser ab bei sprachlichen Fertigkeiten oder beim Tempo der Informationsverarbeitung. Bei allgemeinen Intelligenztests sind Männer und Frauen aber praktisch gleich gut. Doch das gilt nur für den Durchschnitt. Anders sieht es bei der Streuung der Testresultate aus: Es gibt deutlich mehr Männer als Frauen, deren Intelligenzquotient (IQ) weit vom Mittelwert 100 abweicht. Anders gesagt: Unter den Männern gibt es mehr Dummköpfe, aber auch mehr Genies.

Die grössere Streuung der Intelligenz unter Männern wurde bereits im 19. Jahrhundert beschrieben. Forscher deuteten sie damals als Zeichen der Überlegenheit des männlichen Geschlechts. Heute sind die Wissenschaftler mit solchen Deutungen zurückhaltender, das Phänomen aber bestätigt sich immer wieder. Psychologen der Universität Edinburgh zum Beispiel verglichen 2007 die intellektuellen Fähigkeiten von Geschwisterpaaren (insgesamt 2500 Personen). Die Testresultate der

Brüder waren dabei eindeutig breiter gestreut als die der Schwestern. Eine Bestätigung, dass es bereits bei Kindern mehr männliche Hoch- und Minderbegabte gibt, lieferte 2003 eine Untersuchung britischer Forscher. Diese werteten die Resultate von Intelligenztests an 80 000 schottischen Knaben und Mädchen neu aus, die 1932 durchgeführt worden waren. Im Mittel zeigte sich bei der Intelligenz praktisch kein Unterschied, jedoch waren Knaben viel häufiger im unteren und oberen Extrembereich vertreten.

Aufschlussreich ist eine britisch-finnische Studie, die 2008 publiziert wurde. Die Autoren verwendeten die Resultate der sogenannten Pisa-Tests aus 41 Industrieländern. Diese Tests sind international standardisiert und erfassen das schulische Können von Kindern, insbesondere in Mathematik sowie das Leseverständnis. Auch hier zeigte sich, dass die Testresultate von Knaben weiter gestreut sind

«Bei Frauen ist mehr Konstanz gefragt, darum der Trend zum Mittelmass.»

als die von Mädchen. Interessanterweise waren die Unterschiede umso grösser, je besser die Resultate aller Schüler im Schnitt in einem Land waren. Die Förderung schulischer Fähigkeiten führt also überdurchschnittlich häufig zu männlichen Spitzenleistungen.

Wenig Frauen in Hochbegabten-Klubs

«Es gibt jede Menge Daten, die belegen, dass die Intelligenz bei Männern breiter gestreut ist als bei Frauen», bestätigt Detlef H. Rost, Psychologieprofessor an der Universität Marburg. Rost leitet das Marburger Hochbegabtenprojekt, in dem unter anderem die intellektuelle Leistungsfähigkeit von 7000 Grundschulern erfasst wurde. Dabei zeigt sich, dass die Knaben unter den Hochbegabten (Intelligenzquotient mindestens 130) übervertreten sind – mit 57 Prozent. Die Übervertretung fällt mit steigendem IQ immer höher aus. «Wenn man weiter nach oben geht, IQ 140, 150, 160, liegt das Verhältnis Knaben zu Mädchen etwa bei 8:1», so Rost. Das gleiche Muster zeigt sich auch bei Hochbegabtenklubs, die nur Menschen ab einem bestimmten IQ offenstehen: Je höher der IQ für eine Mitgliedschaft in einem Klub angesetzt wird, desto kleiner fällt meist dessen Frauenanteil aus.

Die Übervertretung von Männern unter den Hochbegabten könnte teilweise soziale Gründe haben. Denn Studien belegen, dass diese Übervertretung in den letzten Jahrzehnten tendenziell zurückgegangen ist. Das zeigt sich insbesondere bei den mathematischen Leistungen: «Früher waren Männer mit einer Hochbegabung in diesem Bereich etwa im Verhältnis 10:1 überrepräsentiert», sagt Intelli-

genzforscher Detlef H. Rost. Heute betrage das Verhältnis noch etwa 3:1. Der Rückgang ist laut Rost wohl darauf zurückzuführen, dass Frauen heute mehr gefördert werden.

Allerdings: Ein weiterer Rückgang der Übervertretung zeichnet sich nicht ab. Man muss folglich annehmen, dass die breitere Streuung der Intelligenz bei Männern auch genetische Ursachen hat. Allgemein wird Intelligenz überwiegend vererbt und ist nur zu einem kleineren Teil durch kulturelle Faktoren wie Förderung bedingt. Was ist aber der Grund, dass die Natur bei den Männern ein breiteres Spektrum an Begabungen zulässt? Detlef H. Rost hat eine Hypothese: Die Natur könne es sich bei den Männern eher leisten, genetisch zu experimentieren – denn punkto Fortpflanzungserfolg falle bei ihnen «Ausschuss» weniger ins Gewicht. «Während ein Mann theoretisch Tausende Kinder zeugen kann, bekommt eine Frau höchstens etwa zwanzig Kinder.» Bei Frauen sei also mehr Konstanz gefragt, darum der Trend zum Mittelmass.

Wer offen über die breitere Streuung der Intelligenz bei Männern spricht, riskiert allerdings, im gesellschaftlichen Abseits zu landen. Das musste der amerikanische Ökonom Lawrence Summers erfahren. Als Rektor der Universität Harvard hatte er 2005 in einer Rede die grössere Streuung als mögliche Ursache dafür genannt, warum Frauen weniger oft in naturwissenschaftlichen Spitzenpositionen anzutreffen sind. Es hagelte Proteste. Die Äusserung Summers' wurde als sexistisch bezeichnet. Der Druck wurde so gross, dass Summers – nach mehreren Entschuldigungen – 2006 als Harvard-Rektor den Hut nehmen musste. Die Wirklichkeit kann weh tun.

Detlef H. Rost: Handbuch Intelligenz. Beltz-Verlag (erscheint im Frühling 2013).



CRESTA
PALACE

Adventsträume

SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
Zimmer/Frühstück ab CHF 150.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthaltsstag

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel



«Nächstens die Schweiz übernehmen»: Nationalräte Blocher (SVP) und Bodenmann (SP) nach der EWR-Sondersession, August 1992.

Der Alleingang stirbt

Zwanzig Jahre nach dem Nein zum EWR: Der Alleingang stirbt wie das Steuerhinterzieher-Geheimnis. Nur den Tag und die Stunde kennen wir nicht. Denn Brüssel wird entscheiden. Und die Schweiz wird profitieren. Wie fast immer. *Ein Essay von Peter Bodenmann*

Wer war 1992 neben der Schweiz noch Mitglied der Efta? Schweden, Österreich, Finnland, Norwegen, Liechtenstein und Island.

Wer trat 1993 dem EWR bei? Alle Efta-Länder ausser die Schweiz und Liechtenstein, das etwas später dem EWR beitrug.

Welche EWR-Länder wagten 1995 den Sprung in die EU? Österreich, Finnland und Schweden.

Wer verblieb im EWR? Norwegen, Island und Liechtenstein.

Welches dieser EWR- oder EU-Länder will zurück in die Efta? Keines.

Welches dieser Völker hat wegen der europäischen Integration seine Identität verloren? Keines.

Wer leidet bis heute in Europa unter Wahrnehmungsstörungen? Lassen wir die Frage

vorerst offen. Und widmen uns etwas der Geschichte der letzten zwanzig Jahre.

Buhmann Bodenmann

Vor den Wahlen 1991 machten wir von Seiten der SP Schweiz Umfragen. Und stellten fest: Die von Christoph Blocher neu positionierte SVP hat mittelfristig das Potenzial, 20 bis 25 Prozent der Wählerinnen und Wähler zu gewinnen. Vorausgesetzt, es gelingt der Zürcher SVP, die ängstlichen, nationalen und fremdenfeindlichen Modernisierungsverlierer aus den Reihen der FDP und der CVP herauszubringen.

Parallel dazu begann die SP zu begreifen, dass die Europa-Frage absehbar der alles entscheidende Sprengsatz der Schweizer Politik werden würde. Deshalb positionierten wir die SP als Partei, die einerseits für den EU-Beitritt war und andererseits diesen Prozess mit europa-

kompatiblen flankierenden Massnahmen direkt-demokratisch mitsteuern wollte. 1991 stand das entsprechende Konzept, demokratisch abgesehen von den Gremien der Partei. Dieser Ansatz war europafreundlich und realistisch zugleich. Trotzdem stiess er in der Sozialdemokratie auf vier recht unterschiedliche politische Bedenkenträger-Nester.

Für Aussenminister und SP-Bundesrat René Felber waren die Fraktionspräsidentin Ursula Mauch und ich letztlich EU-Gegner. Weil für uns der Integrationsprozess ohne flankierende Massnahmen politisch nicht denkbar war. Die welschen Medien, die jede konkrete und vernünftige EU-Diskussion in Euphorie ertränken, machten aus dem in der deutschen Schweiz europafreundlichen Bodenmann den europafeindlichen Buhmann. Ab und zu rieb ich mir die Augen.



Genial, raffiniert und etwas kompliziert: Chefunterhändler Franz Blankart vor dem Abflug zur Paraphierung des EWR-Vertrags, April 1992.

Otto Stich seinerseits war und blieb immer skeptisch. Kurz vor der Volksabstimmung flüsterte er im Briger Stockalperhof – bei der Feier zu Ehren des neugewählten CVP-Nationalratspräsidenten Paul Schmidhalter – ein halblautes Ja zum EWR in das schlecht eingestellte Mikrofon. Nicht mehr und nicht weniger. Sonst kein Auftritt.

Rudolf Strahm war und ist – neben unbestrittenen Qualitäten – der beste Erbsenzähler der Schweiz. In seinem 1992 erschienenen Buch «Europa-Entscheid» fasste der Emmentaler alle realen und imaginären ökologischen Bedenken gegen den Integrationsprozess zusammen. Strahm lieferte Gratis-Munition für die Grünen und befürwortete am Schluss – schweren Herzens und nur unter Druck – öffentlich den EWR. Wie er gestimmt hat, wissen wir nicht. Typisch Strahm, ein Helvetier zerrissen im Tal seiner nagenden Zweifel.

Bichsel schrieb den schönsten Text

Auf einer Wolke sieben war Andreas Gross unterwegs. Für den Internationalisten war der EWR zu wenig demokratisch. Deshalb war Gross gegen den EWR und für einen EU-Beitritt. Als ob konkrete Politik ein Wunschkonzert wäre.

Susanne Leutenegger Oberholzer und Paul Rechsteiner zeichneten für das linke, parteiübergreifende Manifest «Kritisch für den EWR» verantwortlich. Peter Bichsel schrieb dazu den schönsten politischen Europa-Text. Grundtenor des konkreteren Manifestes: Das Problem ist nicht die EU, sondern der Kapitalismus. In einer globalisierten Welt braucht es Reregulierungen in politisch relevanten Räumen. Wo, wenn nicht in Europa, könnte dies früher oder später möglich werden? Auch als EU-Mitglied kann die Schweiz den militärischen Kern der Neutralität behalten, die direkte Demokratie ausbauen und dank flankierenden Massnahmen jederzeit sozial und ökologisch Gegensteuer geben. Dies alles war für die etwas handgestrickten Grünen zwei Stockwerke zu dialektisch.

Die Grünen versprachen der Schweiz nach einem Nein zum EWR den erfolgreichen ökologischen Alleingang. Das Resultat spricht für sich: Nach zwanzig Jahren produzieren die Deutschen im wenig sonnigen Norden dreisigmal mehr Solarstrom pro Kopf als die Schweizer.

Hätte man die Abstimmung in das Jahr 1993 verschoben, wäre die Mehrheit bei den Grünen

ins Ja-Lager gekippt. Nicht wegen Bichsel, nicht wegen der Logik eines linken Manifestes, sondern weil der nationale und fremdenfeindliche Furor, der Christoph Blocher durch die Säle der Schweiz trug und ihn verwandelte, immer mehr politisch halbwegs fortschrittliche und offene Menschen zutiefst verunsicherte.

Die Grünen verstecken und verweigern sich

Seit zwanzig Jahren stellen sich die Grünen ihrer Vergangenheit nicht. Die damalige Parteipräsidentin Verena Diener, die inzwischen im grünliberalen politischen KMU-Stübli des Herrn Bäumle Unterschlupf gefunden hat, weigert sich, an öffentlichen Diskussionen teilzunehmen. Medien und Wissenschaft lassen jene in Ruhe, die Christoph Blocher zum Volksmehr verholfen haben.

Die SVP ihrerseits verfügte 1992 noch über keine konzeptionell denkenden Papierli-Produzenten. Diese Rolle übernahm der damals immer noch als SP-Mitglied eingeschriebene Kurt Schiltknecht. In jungen Jahren war er Trotzki und wurde wegen seines SP-Partei-buchs nie Direktor der Nationalbank.

Innerhalb der SVP beschleunigte das Thema Europa den früher oder später so oder so an-

Christoph Blocher: Nationalrat, als Präsident von Zürcher SVP und Auns der wichtigste EWR-Gegner.

René Felber: Neuenburger Sozialdemokrat, 1988 bis 1993 Aussenminister.

Ursula Mauch: 1987 bis 1995 SP-Fraktionschefin.

Paul Schmidhalter: Walliser CVP-Politiker, 1992 Nationalratspräsident.

Otto Stich: 1983 gegen den Willen seiner SP in den Bundesrat gewählt. Solothurner, Finanzminister, galt als stur, legendäre Rivalität mit Ogi.

Rudolf Strahm: Berner Nationalrat, galt als «Chefökonom» der SP. 2004 bis 2008 Preisüberwacher.

Andreas Gross: Zürcher SP-Nationalrat aus dem Jura. Demokratie-Experte.

Susanne Leutenegger Oberholzer: Baseltbieter Linkspolitikerin. 1987 bis 1991 Poch-Nationalrätin, seit 1999 für die SP.

Paul Rechsteiner: Seit 1986 für die St. Galler SP in Bern. Heute Präsident des Gewerkschaftsbunds.

Verena Diener: Als Präsidentin der Grünen verantwortlich für deren EWR-Nein. 2004 Mitbegründerin der Grünliberalen, heute Zürcher Ständerätin.

Kurt Schiltknecht: Obwohl SP-Mitglied, scharfer EWR-Kritiker. Nach Nationalbank-Karriere bei Ebners BZ Bank.

Albrecht Rychen: Vertreter des Berner SVP-Flügels. 1999 abgewählt, heute BDP.

Martin Ebner: Gründer der BZ Bank, Verfechter starker Aktionärsrechte. Freund und damals Geschäftspartner Blochers.

Franz Blankart: Chefunterhändler bei den EWR-Verhandlungen.

Franz Steinegger: 1989 bis 2001 Präsident der FDP, die unter dem Urner einen Pro-Europa-Kurs einschlug.

Iwan Rickenbacher: 1988 bis 1992 CVP-Generalsekretär. Heute Politikbeobachter.

Jean-Pascal Delamuraz: FDP-Volkswirtschaftsminister. Als Waadtländer glühender Anhänger des EWR.

Adolf Ogi: Dank der Stimme des SVP-Bundespräsidenten reichte die Schweiz ein EU-Beitrittsesuch ein.

Carlo Schmid: Langjähriger Innerrhoder Ständerat, 1992 bis 1994 CVP-Präsident. EWR-Befürworter, EU-Gegner.

Efta: 1960 von GB, DK, N, A, P, S und CH als Freihandelszone gegründet, die auf politische Integration verzichtet. Heute nur noch vier Mitgliedsländer.

EWR: Das Abkommen zwischen Efta- und EU-Staaten trat 1994 in Kraft. Nur die Schweiz trat nicht bei.

stehenden Umbau der Partei. Realisiert habe ich dies bei der ersten SVP-Podiumsdiskussion mit Christoph Blocher in Belp. Als ich davon sprach, ihr eigener SVP-Bundesrat Ogi habe begriffen, dass der Alleingang keine Lösung sei, pfiiff und johlte der Saal, SVP-Granden wie Albrecht Rychen waren konsterniert. Kurt Schiltknecht, Silvia und Christoph Blocher sowie Martin Ebner feixten im Nachgang vergnügt. Sie waren sich damals recht sicher, dass sie nächstens die Schweiz übernehmen würden. Auch dank ihren Banken- und Pharmavisionen.

Das System dieser Visionen war einfach: Blocher, Ebner und Schiltknecht kaufen Aktien von Unternehmen wie der Bankgesellschaft oder der Sandoz, um diese zu kontrollieren. In der Folge kommen die Manager unter Druck, müssen höhere Renditen erzielen, und die Aktienkurse steigen. Das Geld leihen sie sich von den Aktionären der absehbar hochrentablen Visionen. Blocher, Ebner und Schiltknecht partizipieren finanziell am so erzielten Gewinn. Und kontrollieren die mit den Aktien verbundenen Stimmrechte. Das erste Schönewetter-Heuschrecken-Modell der Schweiz.

Diese Visionen waren Bestandteil ihres gemeinsamen politisch-ökonomischen Projekts zwecks Eroberung der ganzen Macht. Zwecks brutaler Demütigung jener Freisinnigen, die sie gemeinsam von den Schalthebeln der Macht vertreiben wollten. Der Versuch scheiterte wirtschaftlich. Schiltknecht und Blocher stiegen Mitte der neunziger Jahre rechtzeitig und verlustfrei aus. Martin Ebner zu spät. Die Visionen wurden liquidiert. Wie beim Kings Club schämten sich all jene kleinen Anleger, die Geld aufgrund falscher Versprechungen verloren hatten. Die Selbstschämer schwiegen deshalb und verziehen ihren Gurus. Mehrheitlich.

Blankarts Meisterwerk...

Zurück ins Jahr 1992, zurück ins Bundeshaus: Die Schweizer Chefbeamten waren und sind exzellente internationale Verhandler. Sie ziehen ihre Partner regelmässig mit viel Geduld, Detailwissen, Bescheidenheit und Empathie über den Tisch. Jüngstes Beispiel ist das Steuerabkommen mit Deutschland. Hätten Amstutz und Co. weniger gut verhandelt, wäre dieser Kuchen längst gegessen. Jetzt muss und wird die Schweiz nachbessern. Selber schuld.

Der EWR war das grosse Meisterwerk des damaligen Staatssekretärs Franz Blankart. Materiell und institutionell so kompliziert, dass die Parteien und ihre politischen Akteure das Vertragswerk in der vorgesehenen kurzen Zeit nicht einmal halbwegs trennscharf begreifen konnten.

Komplexität erleichtert in der direkten Demokratie die Arbeit der Gegner einer Vorlage. Nicht begriffene Komplexität lähmt zusätzlich die eigenen Mitstreiter. Im Rahmen der Bun-



«Pipifaxereien»: Delamuraz (r.), Felber (Mitte).

desratsparteien drängten Franz Steinegger, Iwan Rickenbacher und ich auf eine Verschiebung des matchentscheidenden Abstimmungstermins, schlicht und einfach, weil die Befürworter dringend mehr Zeit gebraucht hätten.

Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz war ein *animal politique*. Als Sohn eines Garagisten kannte er die Befindlichkeiten seiner Romands. Wie die deutsche Schweiz funktioniert, hat er nie begriffen. Delamuraz setzte aus falsch verstandener Rücksicht auf die anderen Efta-Länder den zu frühen Abstimmungstermin im Bundesrat durch.

...und Felbers besoffener Optimismus

Dossiers und Details haben die Welschen im Bundesrat immer gelangweilt oder aufgeregt. Eine Anekdote mag dies illustrieren. Bei einem der Bundesratsparteiengespräche spassete Delamuraz vergnügt wie fast immer: «Du Bodenmann, du bist wie die Isländer, du redest immer nur von Fischen, Fichen...» Die Isländer mussten die Frage ihrer Fischgründe klären, weil sie sonst dem EWR nie hätten beitreten können. Die Fichenaffäre bewegte – parallel zum EWR – die fichierte Schweiz, die linke Schweiz. Ohne die es keine Mehrheit für den EWR geben konnte. Beides waren für Delamuraz nur Pipifaxereien. Es ging um die Idee, um das Europa.

Delamuraz und Felber steckten mit ihrem besoffenen, faktenfreien Optimismus Adolf Ogi an. Dies mit Folgen: Im Bundesrat gab es – vorsichtig formuliert – kein Interesse an intelligenten flankierenden Massnahmen. Stattdessen pries ausgerechnet der SVP-Bundesrat Adolf Ogi den EWR öffentlich als



Keinen Fettnapf ausgelassen: EWR-Befürworter Friedrich (l., FDP) und Rickenbacher (z. v. l., CVP).

Trainingslager für den EU-Beitritt an. Einmal Sportler, immer Sportler.

Und die knappe Mehrheit des Bundesrats beschloss dank Adolf Ogi in dieser Logik – ohne Rücksicht auf die ihn unterstützenden bürgerlichen Parteien –, in Brüssel ein Beitritts-gesuch einzureichen. Franz Steinegger, Carlo Schmid und Co. wussten von nichts. Heute behauptet Adolf Ogi, er sei nie für den EU-Beitritt gewesen. Gedächtnisse waren, sind und bleiben Fälscherwerkstätten.

Dabei hatten FDP und CVP mühsam versucht – um einen schönen Teil ihrer eigenen Basis zu beruhigen –, folgende eigenständige politische Linie zu entwickeln: «Ja zum EWR, um ja nicht der EU beitreten zu müssen.» Der Vier-zu-drei-Entscheid des Bundesrats war ein Schuss ins Knie der eigenen, redlich bemühten Parteifreunde.

Die Befürworter des EWR hatten – wie die Fakten belegen – im Vorfeld der nicht verschobenen Abstimmung keinen Fettnapf ausgelassen. Trotzdem hätte es für ein Volksmehr gereicht, wenn nicht die Damen und Herren von den Grünen Christoph Blocher zu einer knappen Volksmehrheit verholfen hätten.

Noch war Polen nicht verloren. Denn in der Schweiz kamen grundlegende Veränderungen nie im ersten Anlauf durch. Dies war bei der AHV, beim Frauenstimmrecht und selbst bei der Sommerzeit so.

Das grosse Trauma

Nicht so beim EWR. Zumindest bisher nicht. Denn die Abstimmung traumatisierte nicht nur die Grünen, sondern auch die FDP und die CVP. Die Schweiz war politisch nach dem EWR-Nein nicht mehr die gleiche Schweiz wie

davor. Es entstanden – unter Spaltung des Bürgertums – drei Lager und somit politisch die tripolare Schweiz:

— Rechtsnational, fremdenfeindlich und strukturkonservativ die SVP mit einem Stimmenpotenzial von maximal 27 Prozent.

— Links die Rot-Grünen – nach dem Abgang der Grünliberalen – mit nicht viel mehr Potenzial.

— Und dazwischen eine sich immer weiter zersplitternde rechte Mitte mit gut 40 Prozent der Stimmen.

Politik wird – ob man dies will oder nicht – in der Mitte entschieden. CVP und FDP hätten sich auf die neue Situation mit einer Politik der gezielten Umarmungen einstellen können und müssen:

— Die CVP holt jene anständigen, ländlichen Wählerinnen und Wähler ab, die jetzt bei der BDP Unterschlu(m)pf finden.

— Die FDP besetzt die Ökofrage und kombiniert – analog der deutschen Politik – den ökologischen Umbau mit schönen Renditen für die Zahnärzte, Anwälte und Banker, die mittels Solar- und Windanlagen in diesen investieren.

Ziel der doppelten Übung: zwei Sitze im Bundesrat für die FDP; zwei Sitze für die CVP; zwei Sitze für die Linken oder die Rechtsnationalen. Je nachdem, wer von beiden mehr Stimmen auf sich vereint.

Weil sie den politischen Raum nicht strukturieren kann, verlor die CVP einen Sitz im Bundesrat, und die Freisinnigen müssen um ihren zweiten Sitz bangen. In der unübersichtlichen, chaotischen Mitte gewinnen BDP und Grünliberale an Boden.

Die neue Unübersichtlichkeit liess die Schweiz trotzdem nicht ganz erstarren. Schritt für Schritt wird – mit weit höheren Kosten als beim EWR – auf dem Weg Richtung europäische Integration ein Stein nach dem andern aus dem Weg geräumt.

Stein 1—Viele Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen hatten 1992 Angst vor der Personenfreizügigkeit. Diese ist heute realisiert. Mit härteren flankierenden Massnahmen als sie vor zwanzig Jahren vorgesehen waren. Auch die Ecopoper werden daran nichts ändern, denn die SVP simuliert nur die Opposition.

Stein 2—Viele hatten 1992 Angst vor den 40-Tonnen-Lastwagen. Ohne zu merken, dass 28-Töner nichts anderes sind als schlecht beladene 40-Töner. Die Schweiz liess autonom die 40-Töner-Lastwagen zu. Kassierte mit der LSVA den ökologischen und ökonomischen Rationalisierungsgewinn ab. Und baut mit dem so einkassierten Geld neue Basis-tunnel für die von uns allen geliebten Eisenbahnen.

Stein 3—Die Preise für fette und halbfette Schweizer Käse haben sich halbiert. Dank der Öffnung der Märkte für die gelbe Milch gibt es das Kilo Emmentaler bei Growa für zehn Franken. Bald einmal werden sich auch die Preise für das Fleisch halbieren. Weil die Menschen mit ihren Pneus, mit ihren Einkaufsfahrten ins nahe Ausland sinkende Lebensmittelpreise als sich neu formierende Autopartei direkt-demokratisch erzwingen.

Stein 4—Ökologisch ist die Schweiz nach fünfzehn Jahren Moritz Leuenberger keine Lokomotive mehr, sondern ein schäbiger Bremswagen.

Steuermetzger aus den USA

Auch sonst verändert sich international alles immer schneller. Nichts belegt dies besser als der unerwartet schnelle Tod des Schweizer Steuerhinterzieher-Geheimnisses. Noch vor drei Jahren wagte fast niemand mehr, das Schlachten dieser heiligen Kuh zu verlangen. Damals waren gleich viele Schweizer für das Bankgeheimnis wie heute gegen den EWR- und EU-Beitritt. Innert dreier Jahre hat sich ein Blatt gewendet:

— Der Bundesrat lieferte auf Anweisung der Grossbanken amerikanische Steuerhinterzieher rechtswidrig an die Steuermetzger der USA aus. Kundenverrat und Landesverrat zugleich.

— Alle Banker sind bereit, neu für den deutschen Fiskus als Steuereintreiber tätig zu werden. Wenn die Deutschen nur endlich einverstanden wären.

— Pierin Vincenz, Sergio Ermotti und jetzt Thomas Borer verlangen öffentlich das Ende des Steuerhinterzieher-Geheimnisses. Ein Ende, das schon längst überfällig gewesen sei. Hoppla. >>>



«Trainingslager für den EU-Beitritt»: Bundesräte Ogi (SVP) und Koller (CVP), November 1992.

—Nächstens werden Bundesrat und Parlament im Interesse der Banken einen kleinen Kniefall vor der deutschen SPD machen. Und am Schluss werden alle in der Schweiz aufatmen. Und unter den neuen Rahmenbedingungen gar nicht so schlecht *weiterhändelen*. Weil wir Schweizerinnen und Schweizer – wenn es so weit ist – uns jeweils hochbeweglich anpassen.

Werden wir «weetersändelen»?

Wird die Schweiz weiter bilateral *sändelen*? Flüchten wir nächstens in den EWR? Oder wagt das Land den längst überfälligen EU-Beitritt? Nichts hängt von der Schweiz ab. Alles nur von der EU. Die EU wird – ob wir das wahrhaben wollen oder nicht – über den Weg entscheiden, den wir wählen. Und wir werden die von Brüssel verschriebene Pille schlucken, genau gleich wie wir beim Steuerhinterzieher-Geheimnis das Diktat aus Washington geschluckt haben.

Daran ändern jene Schweizer nichts, die glauben, die EU und der Euro würden nächstens gemeinsam untergehen. Japan hat mehr als doppelt so hohe Schulden wie die EU-Länder. Die unproduktiveren USA kombinieren zu hohe Schulden mit zu hohen Aussenhandelsdefiziten. Europa macht in Sachen Sparen nicht zu wenig, sondern zu viel, und dies auch noch zu schnell. Deshalb schnappen Länder wie Portugal und Griechenland nach Luft. Aufstände im Süden und Mario Draghi werden Angela Merkel schrittweise zur Vernunft bringen. Spätestens nach den nächsten Wahlen gibt es mehr Keynes, mehr Bofinger [deutscher Wirtschaftsweiser, Anm. d. Red.] und mehr Finanzausgleich.

Das politische System der Schweiz kann nicht antizipieren. Franz Steinegger beklagt öffentlich, dass der Bundesrat in den für ihn entscheidenden Knackpunkten Neutralität, direkte Demokratie und Föderalismus konzeptionell in den letzten fünfzehn Jahren keinen Zentimeter vom Fleck gekommen sei. Kunststück, da Micheline Calmy-Rey den Genfer Privatbankiers in die Hand versprach, das Steuerhinterzieher-Geheimnis zu verteidigen und nicht in die EU zu gehen. Und deshalb Bundesrätin wurde.

Spielt alles keine Rolle, weil auch Steinegger nur Scheinprobleme ortet: Militärisch kann die Schweiz selbst bei einem EU-Beitritt neutral bleiben. Niemand hat in Europa und in der Nato gross Bock darauf, mit unseren überstrukturierten Generalstäblern Einsätze zu planen oder gar durchzuführen. Vielleicht muss, wer militärisch nicht mitmacht, finanziell etwas beisteuern. Kommt uns unter dem Strich immer noch billiger als die beste Armee der Welt im Alleingang durchzufüttern.

Märchenonkel Blocher

Politik ist national und international die Austragung unterschiedlicher Interessen. Jedes EU-Land kann das gleiche Problem europakompatibel auf seine Art lösen. Nachweislich, denn sonst wären die Differenzen zwischen Deutschland und Griechenland nicht so gross. Mit mehr oder weniger Schulden. Mit mehr oder weniger sozialer Gerechtigkeit. Mit mehr oder weniger Ökologie. Mit mehr oder weniger direkter Demokratie. Mit mehr oder weniger Tempo bei der Umsetzung von Richtlinien. Mir ist kein Problem bekannt, das man nach einem EU-Beitritt nicht mit etwas mediterr-

ner Ungenauigkeit demokratisch genau so lösen kann, wie sich die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer dies wünscht.

In Abstimmungskämpfen wird gelogen, dass sich die Balken biegen. In der Regel von beiden Seiten. Die drei grössten Märchenonkel und -tanten waren vor zwanzig Jahren Jean-Pascal Delamuraz selig, die konvertierte Verena Diener und der immer noch gleiche Christoph Blocher. Leider gibt es in der Schweiz niemanden, der wenigstens im Nachgang halbwegs seriöse Faktenchecks macht.

— Die Schweiz ging wegen des Neins zum EWR nicht unter. Sie musste deshalb auch nicht der EU beitreten. Sie hat in Sachen Integration Stein für Stein aus dem Weg geräumt. Trotz der Untergangsszenarien eines Jean-Pascal Delamuraz.

— Ökologisch verloren wir während der letzten zwanzig Jahre im Wettbewerb der Staaten laufend an Boden. Ohne es auch nur zu merken. Trotz oder genauer wegen Verena Diener.

— Die Zinsen glichen sich im EU-Raum nicht auf hohem Niveau an. Im Gegenteil. Die realen Zinsen sind in Deutschland heute für Wohnungskäufer tiefer als in der Schweiz. Und der starke Franken würgt stattdessen die Schweizer Wirtschaft. Kurt Schiltknecht und mit ihm Christoph Blocher haben sich geirrt.

Ein politisches und mediales System, das seine Akteure nicht mit ihren Irrtümern konfrontiert, kann sich – wenn es so weit ist – über Nacht leichter neu positionieren. Ohne dass jemand beziehungsweise weil niemand gross sein Gesicht verliert. Diese nachsichtige helvetische Vergesslichkeit ist letztlich ein nicht zu überschätzender politischer Standortvorteil.

Das Steuerhinterzieher-Geheimnis liegt auf dem Sterbebett. Niemand will es mehr ernsthaft mit einer Volksinitiative retten. Dem Alleingang wird es genau gleich ergehen. Noch kennt niemand den Tag und niemand die Stunde. Und niemand will im Ernst wissen, wie sich das Leben der Schweizer danach im EWR oder in der EU anfühlt.

Genau das ist die Stärke der Schweiz. Wir sind – wenn wir müssen – beweglicher als alle andern. Nie zu früh, immer etwas spät, aber nur selten ganz zu spät. Wollen aber nicht zu früh wissen, wohin die Reise geht.



Peter Bodenmann

war von 1990 bis 1997 Präsident der Sozialdemokratischen Partei (SP) und hatte sich 1992 als einer der entschiedensten EWR-Befürworter profiliert.

Im Internet: das Manifest «Kritisch für den EWR» (mit einer Rede von Peter Bichsel) und «Die wirtschaftlichen und währungspolitischen Auswirkungen eines EWR/EG-Beitritts» von Kurt Schiltknecht auf www.weltwoche.ch/ewr

«Allgemein hohe Nervosität»

Dank der Personenfreizügigkeit werden wir alle reicher. So lautet ein gängiges Argument des Arbeitgeberverbands und anderer Befürworter. Falsch, sagt die Konjunkturforschungsstelle der ETH in einer neuen Studie: Das BIP pro Kopf sei nicht dank der Freizügigkeit gestiegen. *Von Florian Schwab*

Die Analyse klingt verlockend: Dank der Zuwanderung steigt das Bildungs- und Lohnniveau. «Heute kommen mehrheitlich gut qualifizierte Arbeitskräfte in die Schweiz», halten etwa Economiesuisse und Arbeitgeberverband in ihrer Kampagne zugunsten der Personenfreizügigkeit (PFZ) fest. Entsprechend seien die Reallöhne in der Schweiz in den «zehn Jahren nach Einführung der Personenfreizügigkeit» «durchschnittlich 0,6 Prozent im Vergleich zum Jahrzehnt davor (0,2 Prozent) gestiegen».

Die Zuwanderer als Lokomotive, welche dafür sorgt, dass es uns allen wirtschaftlich besser geht. Einen ähnlich positiven Eindruck vermittelte ein Bericht der «Tagesschau» am vergangenen Donnerstag über eine neue Studie der ETH-Konjunkturforschungsstelle (KOF).

Wer die Studie genau liest, erhält ein differenzierteres Bild, als es die positive Darstellung durch das Schweizer Fernsehen vermuten lässt. So kommen Jan-Egbert Sturm und

Trotz dieses überraschenden Befundes wird Studien-Autor und KOF-Chef Jan-Egbert Sturm in dem «Tagesschau»-Beitrag wie folgt zitiert: «Die Schweiz weist in den letzten Jahren eine relativ hohe Wachstumsrate auf, unter anderem dank der Personenfreizügigkeit.» Der gesendete Ausschnitt aus einem längeren Gespräch ist eine banale Binsenweisheit: Die gesamte volkswirtschaftliche Produktion in der Schweiz, das BIP, ist insgesamt auch dank den zusätzlichen Arbeitskräften aus dem Ausland gewachsen, doch ist das einzelne Kuchenstück durch die Personenfreizügigkeit nicht grösser geworden. Das BIP pro Kopf hat von der Personenfreizügigkeit nicht profitiert.

Der Fernsehbeitrag lenkt ab

Das ist bemerkenswert, weil das BIP pro Kopf als Durchschnittswert des Einkommens der verlässlichste Indikator für die Wohlstandsentwicklung ist. Die Zahl sagt aus, wie gross im Durchschnitt das Stück ist, welches jede in der

hätte. «Immerhin weist die Studie einen deutlichen Zuwachs des Pro-Kopf-Einkommens aus.» Er ignoriert, dass dieser laut Sturm auf den höheren Arbeitseinsatz aller zurückgeht und nicht auf die Zuwanderer im Besonderen.

Fazit: Bislang hat die PFZ laut den KOF-Forschern keinen messbaren positiven Effekt auf das BIP pro Kopf entfaltet. Sie halten fest, dass die Auswirkungen auf die Produktivität in Zukunft wahrscheinlich positiv sein werden, allerdings «nicht substanziell». Es wäre durchaus möglich, dass sich die «formell höheren Bildungsabschlüsse der Zuwanderer noch nicht in höhere Produktivität umgesetzt haben», wie es HSG-Ökonom Reto Föllmi ausdrückt, dies sich in Zukunft aber ändern könnte. Der Beobachtungszeitraum sei relativ kurz, um endgültige Aussagen zu treffen.

Die KOF-Studie war vom Bundesamt für Migration (BfM) in Auftrag gegeben worden, um einen Beitrag zur Klärung der Debatte zwischen den auseinanderklaffen-

Der Liebe darf man ruhig ein paar
Steine in den Weg legen

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELN • UHREN

sein Forscherkollege Michael Siegenthaler zum Ergebnis, dass das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf seit 2002 zwar stärker gewachsen sei als zuvor, dass sich allerdings «die Wachstumsraten des BIP pro Kopf vor und nach der Einführung der Personenfreizügigkeit nicht strukturell unterscheiden».

Mit anderen Worten: Das höhere BIP-Wachstum pro Kopf sei nicht der «neuen Zuwanderung» – also seit Inkrafttreten der Personenfreizügigkeit im Jahr 2002 – zu verdanken, sondern wurde, so haben es die Autoren errechnet, «vor allem aufgrund eines höheren Arbeitseinsatzes der Bevölkerung erzielt». Konkret heisst das, dass es nicht die angeblich so gut ausgebildeten Einwanderer waren, welche für Produktivitätsschübe gesorgt haben, sondern der höhere zeitliche Arbeitseinsatz pro Person: höhere Arbeitspensen und mehr Überstunden, und zwar für Schweizer und Einwanderer gleichermaßen.

Schweiz erwerbstätige Person zur gesamtwirtschaftlichen Produktion beiträgt und in Form von Erwerbs- oder Kapitaleinkommen auch vergütet bekommt. Wenn dieser Wert, wie die KOF argumentiert, nicht infolge der Personenfreizügigkeit gestiegen ist, dann war sie zumindest bis anhin für den Einzelnen ein Nullsummenspiel.

Anstatt die Befürworter der Personenfreizügigkeit mit diesem Hauptergebnis der Studie zu konfrontieren, lenkt der Fernsehbeitrag ab. Arbeitgeberdirektor Thomas Daum erhält die Gelegenheit, ausführlich darüber zu sprechen, dass die «neue Zuwanderung» langfristig die Schweizer Wirtschaft besser und wettbewerbsfähiger mache.

Gegenüber der *Weltwoche* gibt Daum zu bedenken, dass die KOF-Studie nur «eine von vielen» sei. Er stelle ihre Seriosität und Methode zwar nicht in Frage, jedoch sei es unmöglich zu sagen, wie sich das BIP pro Kopf ohne die Personenfreizügigkeit entwickelt

den bisherigen Studien herzustellen, erläutert Sturm.

Die für die Freunde der Personenfreizügigkeit ernüchternden Ergebnisse müssen ihre politische Wirkung erst noch entfalten. In der Bundesverwaltung hängt man die Studie im Moment tief, was auch in der Tatsache zum Ausdruck kommt, dass das BfM zuständig war und nicht das mächtige Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Laut BfM ist die Untersuchung als «Vorstudie» zu werten. Diese diene «weitergehenden Studien». Auch eine «Eingliederung in den jährlichen Observatoriumsbericht über das Freizügigkeitsabkommen Schweiz-EU» sei möglich. An diesem wirkt neben Seco und BfM auch das Bundesamt für Statistik mit.

Ein mit der Entstehung solcher Studien vertrauter Ökonom nimmt an, dass die «allgemein hohe Nervosität» die Studie ausgelöst habe. Ob die Beruhigungsversuche des Schweizer Fernsehens Abhilfe schaffen? ○

Der böse «schwarze Sonntag»

Laut und lange wurde nach dem EWR-Nein der Röstigraben beklagt. Tiefer aber war die Kluft zwischen Volk und Regierungsgewalt. Sie bleibt breit. *Von Urs Paul Engeler*



Perversion des demokratischen Prozesses: Bundesräte Delamuraz, Felber, Koller (v.l.) nach der Abstimmung am 6. Dezember 1992.

Bestürzung, Blindheit und hektische Reden herrschten in Bern, nachdem die Stände (16:7) und vor allem das Volk (50,3 Prozent Neinstimmen) den EWR abgelehnt hatten. Ob es die Verwirrung war oder doch eine absichtliche Ablenkung, bleibt offen: Auf jeden Fall machten Regierung und Parlament zur Bewältigung des Frusts einen Nebenaspekt zum Hauptthema. Weil die Westschweiz dem Vertrag mehrheitlich zugestimmt hatte und die Deutschschweizer Kantone ihn (nicht geschlossen) abgelehnt hatten, wurde reflexartig über den «Röstigraben» gejammert. Private Dialogforen, die Welsche und Alemannen versöhnen (in Wirklichkeit eher renitente Deutschschweizer zu guten Internationalisten umerziehen) wollten, schossen aus dem Boden.

National- und Ständerat beriefen umgehend eine gemeinsame «Verständigungskommission» ein, die ein Jahr später – nach tief-schürfenden Gesprächen mit allerlei Gelehr-

ten – 25 Empfehlungen publizierte, mit denen ein geduldiges Papier bedruckt wurde, das den larmoyanten Titel «...das Missverhältnis soll uns bekümmern» trug und ungelesen vermoderte. Einzige, wenn auch indirekte Folge der Kommissionsbemühungen war die neue Sitzordnung im Nationalratssaal. Ab 1995 wurden die Abgeordneten nicht mehr nach Sprachen geordnet (hie deutsch, da französisch und italienisch), sondern sprachlich gemischt nach Fraktionen.

Die Umgruppierung mag nützlich sein, was den Spracherwerb im Alter betrifft. Eine politische Antwort aber konnte sie nicht sein, weil sie nicht auf einer korrekten Analyse beruhte. Ja, die parlamentarischen Umsiedelungen zeitigten eher den gegenteiligen Effekt: Sie haben aus den Deutschschweizern keine europhilen Romands gemacht, sondern nur die Blockbildung verstärkt. Die Fraktionen wurden geschlossener.

Die Fronten im denkwürdigen Ringen um die neue Europapolitik des Landes verliefen nicht entlang der Sprachgrenze; hüben wie drüben gab es fanatische Befürworter wie Gegner des Vertragswerks. Es prallten auch nicht die klassischen sozialen Interessengruppen aufeinander; für ein Pro oder ein Kontra engagierten sich fanatische linke Gewerkschafter ebenso wie rechte Gewerbler. Es war auch kein Kampf von Alt gegen Jung. Es war die in dieser Form einmalige Auseinandersetzung zwischen Oben und Unten. Der Bundesrat und die überwiegende Mehrheit des Parlaments hatten die Vertrauensfrage gestellt. Die Wirtschaftsführer und die Medien unterstützten die politische Elite geschlossen. Das Volk aber, ausgestattet mit einem sicheren Instinkt für Machtanmassung und für psychische Gewalt, war misstrauisch geworden. Es rebellierte.

Um zu verstehen, was in den Monaten und Wochen vor dem 6. Dezember 1992 in der

Schweiz geschah, darf man nicht auf die Reden und Aktionen Christoph Blochers, des Protagonisten der Nein-Bewegung, abstellen. Die entscheidenden Gefechte fanden nicht auf der hohen politischen Bühne statt, sondern wurden bodennah von den Infanteristen geführt. Hunderte, ja Tausende von Einzelkämpfern machten sich den Widerstand gegen den Beitritt zum EWR zu ihrer momentanen Lebensaufgabe. Die Zunft der Politiker wurde ausdrücklich und in globo als Feind identifiziert.

Netzwerk der Namenlosen

Da war zum Beispiel Heiri Guggenbühl, ein Industrieberater im zürcherischen Uerikon, damals 71-jährig. Der ehemalige Banker und Fabrikdirektor liess seine lukrativen Mandate fahren («das Landesinteresse geht vor»), gründete und betreute bis in tiefe Nacht (das heisst bis «ans Ende der physischen Kräfte», wie er sagte) das «Komitee gegen den Beitritt zu EWR/EG. Für eine unabhängige Schweiz im Neuen Europa», dem sich gegen tausend Bürger anschlossen. Dem Verein der empörten Basis – typisch für die Denk- und Handlungsweise der oppositionellen Zivilgesellschaft, die so unvermittelt aus dem Untergrund auftauchte – durfte kein Politiker beitreten; das hatte Skeptiker Guggenbühl statutarisch so festgelegt. Das Komitee verfasste Hunderte von Leserbriefen und konnte für weit über 100 000 Franken Inserate schalten.

Da war zum Beispiel Brigitte Gex, Bäuerin in Ins im Seeland, damals 37-jährig. Sie hatte sich bis zum Sommer 1992 politisch noch nie betätigt, dann aber «aus tiefer innerer Überzeugung gespürt: Du musst dich einsetzen». Nur die dringlichste Arbeit auf dem Hof hatte noch Platz für das «Fulltime-Hobby»: Lektüre der bundesrätlichen EWR-Botschaft, Lektüre der optimistischen Analysen von HSG-Professor Heinz Hauser, Lektüre aller einschlägigen Dokumente, Besuch von Podiumsdiskussionen, Organisation von Standaktionen von Bern bis Biel und Verfassen von Leserbriefen, Leserbriefen, Leserbriefen. Es gebe, fasste die Bäuerin die Reaktionen zusammen, die ihr zukamen, «Hunderte, wenn nicht Tausende von Menschen, die auch während ihrer Arbeitszeit nicht viel anderes tun, als gegen den EWR-Beitritt zu kämpfen».

Viele reduzierten ihr Pensum auf 80 Prozent, nahmen Ferien oder unbezahlten Urlaub und machten aktiv in einem der vielen privaten Komitees mit. Wer nicht viel Geld hatte, opferte seine Zeit. Wer schreiben konnte, verfasste Traktätchen, die einen Fünfliter kosteten oder verschenkt wurden. Die Volksseele, strukturiert und zur Bewegung gebracht von einem Netzwerk von Namenlosen, begehrte auf.

Von oben wurde ein professioneller Abstimmungskampf inszeniert. Sämtliche Bundesräte – mit Ausnahme des heimlichen EWR-Gegners Otto Stich (SP) – traten und riefen auf.

Ihre Argumente basierten auf Umfragen, die Monopolist Claude Longchamp, der die Landesregierung hinter den Kulissen beriet, jeweils exklusiv für das Bundeshaus anfertigte – und nicht öffentlich machte. Die Wirtschaft pumpete Geld in eine bisher einmalige Materialschlacht. Der Sprecher der Maschinenindustriellen gab, vor der Auszählung der Stimmzettel noch zusehensichtlich, zu Protokoll, der Verband stecke so viele Mittel in den Abstimmungskampf wie noch nie. Die Spannung am Sonntagmittag erreichte den politischen Siedepunkt.

78,73 Prozent der Bürgerinnen und Bürger, junge und alte, legten ihre Stimme in die Urnen; es war die höchste Beteiligung seit Einführung des Frauenstimmrechts. Das Resultat war unzweifelhaft repräsentativ.

Verhöhnung des Volkes

Eine Niederlage hätten die vielen Gegner akzeptiert. Der Erfolg hat sie gefreut. Aber nur kurze Zeit, denn es wurde ein bitterer Sieg. Er wurde – mit einem respektlosen Verdikt von ganz «oben» – entwertet. Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz (FDP) sprach am Abend des 6. Dezember 1992 das böse und verhängnisvolle Wort vom «schwarzen Sonntag» («*dimanche noir*») in die Mikrofone, eine Ohrfeige. Der desavouierte Wirtschaftsminister verhöhnnte damit die Mehrheit des Volkes als Dummköpfe und erklärte die Demokratie zu einem falschen Modell. Das war der schlimmstmögliche Ausgang: Der aufopfernd erkämpfte Erfolg wurde von den Verlierern an den Hebeln der Macht verlacht, nicht anerkannt. Der «schwarze Sonntag» ist der Ausdruck, der das Land spaltet bis heute.

Delamuraz tat damit bereits kund, was die politische Führung vorhatte. Sie wollte sich auf ihrem Weg in die Europäische Union (EU) keinesfalls von den vereinigten Trotteln des Volks stoppen lassen. Bundesrat und Verwaltung, wiederum unterstützt durch die Wirtschaft und die Medien, agierten in der Folge einfach verdeckter, indirekter, schleichend über immer engere bilaterale Verträge bis zur derzeit eingefädelten «institutionellen» Einbindung in die EU und die Anpassung an Brüsseler Recht. An die Stelle der offenen Auseinandersetzung, die nicht gewonnen werden kann, trat die permanente politische Trickserei.

Die Perversion des demokratischen Prozesses wurde so durchgezogen bis auf den heutigen Tag. Die Autoren von Avenir Suisse, bezahlt von den Grossen der Wirtschaft, publizierten 2002 eine Studie, die «zum Schluss» kam, «dass die zehn Jahre Alleingang im europäischen Vergleich als Periode des Stillstands zu betrachten sind». Das politische Establishment echote mit der Formel vom «verlorenen Jahrzehnt». Notorische Besserwisser wie der damalige SP-Präsident Peter Bodenmann schlugen der Nein-Mehrheit die sensationellen Wachstumsraten Irlands und der südeuropäischen Staaten um die Ohren. Jetzt, da sich

herausstellt, dass dieses angebliche Wirtschaftswunder künstlich bis kriminell, basierend auf Schulden, Schulden, Schein und Täuschung, herbeigezaubert wurde, werden sie nur etwas leiser. Das Ziel aber haben sie nicht aufgegeben.

Bis heute hat kein EWR-Befürworter zugeben können, dass der Entscheid gegen den EWR-Beitritt richtig gewesen ist. Es wird herumgemurkst. Bis heute hat kein EWR-Befürworter Christoph Blocher als Sieger einer historischen Ausmarchung anerkennen können. Auch die Wahl Blochers in den Bundesrat war kein Akt der späten Bestätigung und Achtung, sondern geschah widerwillig, als Versuch der Lahmlegung im System seiner Gegner. Obwohl die Fakten immer deutlicher für sie sprechen, müssen die demokratischen Sieger von 1992 sich wie Übeltäter und Bösewichter rechtfertigen. Sie, und nicht etwa die schwindende Minderheit der europäischen Jasager, werden ausgegrenzt. Der Graben, der sich damals geöffnet hat zwischen dem Souverän und der politischen Kaste, ist nicht schmaler geworden.

Zur Überwindung der Kluft zwischen der siegreichen Bürgerbasis und der desavouierten politischen Elite wurde nie eine «Verständigungskommission» eingerichtet. Seit der denkwürdigen EWR-Abstimmung ist das Misstrauen eine Konstante der Schweizer Politik. Zu Recht. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum 

Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Schweizers Gartenlust und -frust

Bevor die Schweiz unter einer Schneedecke verschwindet, blicken wir zurück auf die zu Ende gehende Gartensaison. Welche Pflanzen und Bäume, welche ästhetischen Konzepte sind in Mode? Was sagt uns der Garten über den Besitzer? *Ein Essay von Andreas Honegger*

Ausser einigen Leuten in der Altstadt wohnen fast alle Schweizer in einem Haus, das in irgendeiner Form von so etwas wie einem Garten umgeben ist. Zugegeben, viele merken das gar nicht. Sie wohnen in Mehrfamilienhäusern, zwischen denen sich ein Rasen ausbreitet, aufgelockert vielleicht noch von einer vor sich hin rostenden Teppichstange und einigen fantasielos ausgewählten Bäumen und Sträuchern, die derart belanglos sind, dass man sie beim Durchschreiten des Grünraums zwischen den Häusern einfach nicht wahrnimmt. Für viele ist das auch am besten so, denn alles andere riecht verdächtig nach Arbeit. Die Bäume hier sind – auf Wunsch von Generationen von Hauswarten – Nadelbäume, denn die verlieren keine Blätter.

Geht es den privaten Gärten besser? In vielen Fällen nicht. Viele Besitzer eines Einfamilienhäuschens wollen ihren Garten so pflegeleicht wie möglich haben. Ums Haus führt ein Weg aus ins Gras eingelassenen Granitplatten, die, in wilden Formen, als natürlich empfunden werden. Vor dem Haus stehen grosse Tannen, welche die Aussicht verstellen und die Sonne fernhalten. Die Charakterpflanze dieses Typs von Garten ist der Haselnussstrauch, im Garten arbeitet nur die Frau, der Mann kommt allenfalls zum Rauchen auf den Sitzplatz, weil die Frau es satt ist, die Gardinen zu waschen.

Wenn die Platane regiert

Aber zum Glück gibt es auch das Gegenteil: Leute, die ihren Garten nicht perfekt genug gestalten können. Grundsätzlich gibt es drei wesentliche Antriebsmöglichkeiten für diese Gartenlibido: Zum einen ist es die Freude an Pflanzen und Blumen, die – wie das immer grösser werdende Angebot an Gartencentern zeigt – eine Renaissance erlebt. Zum andern ist es eine Zeitströmung, die uns aus Grossbritannien, Belgien und den Niederlanden erreicht. Gärten sind hochgradig in, und es ist selbstverständlich, auf die Umgebung der Häuser die gleiche Sorgfalt zu verwenden wie auf die Gestaltung der Interieurs. Für viele ist es auch eine Möglichkeit, Gäste und Nachbarn zu beeindrucken, der Garten schafft Sozialprestige. Und zum Dritten ist die neue Begeisterung für den Garten wohl eine Art Kompensation: Man schafft ein Stück gepflegte, heile Welt, ein Stück kultivierte Natur, das darüber hinwegtröstet, dass die Natur ausserhalb der Gemarkungen des eigenen Gartens immer mehr zubetoniert wird. Je nachdem, welche dieser drei

Motivationen dominiert, wird der Garten ein anderes Gesicht erhalten. Wer die Repräsentation schätzt, wird sich an Enzo Enea wenden, den Gartengestalter vom oberen Zürichsee, der für seine prächtigen Anlagen bekannt ist. Er baut Gärten rund um den Globus – so hat etwa Versace zu seinen Kunden gehört; ihm hat er den Garten in Miami kreiert, vor dessen Toren der Modekönig erschossen wurde. Und Enea verfügt in seiner eigenen Baumschule über eine grosse Zahl von «erwachsenen» Bäumen für arrivierte Kunden, die zu alt sind, um noch warten zu können, bis junge Bäume herangewachsen sind. Kran oder Helikopter schaffen deshalb veritable Baumriesen in die Gärten, die, zu prächtigen Alleen gepflanzt, die Einfahrten zu den betreffenden brandneuen Villen säumen. Die Charakterpflanze dieser Gärten ist die grosse Platane mit einem ausladenden Schirm von Ästen oder aber die in Form geschnittene Steineiche. Die Charakterpflanze der wirklich altehrwürdigen Anwesen ist, nebenbei bemerkt, die grosse Libanonzeder mit ihren fächerförmigen Ästen.

Aber wenden wir uns den bescheideneren Gärten zu, die von den Besitzern selbst entworfen und mit Hilfe des Kundengärtners erstellt werden. Da weiss ich Bescheid, denn einen solchen nennen auch wir unser Eigen. In unserem Falle ist es die nahezu unkontrollierte Sammelwut, die nie erlahmende Begeisterung für Pflanzen aller Art, die das Aussehen des Gartens bestimmt. Fast rund ums Jahr geht in so einem Garten irgendwo die Post ab. Im frühesten Frühling sind es die Zwiebelpflanzen, die den Garten in ein Blütenmeer verwandeln, im Mai dann die Rhododendren und Azaleen und im Sommer die Rosen in ihrem Beet, an der Hausmauer, über Bogenhängen und als Rambler hoch oben in den Bäumen. Im Herbst geht das Gartenjahr mit dem farbigen Blätterfeuerwerk der japanischen Ahornbäumchen und vieler anderer Gehölze zu Ende. Es gibt viele, die – so wie wir – immer wieder mit vollen Einkaufswagen in den Gartencentern anzutreffen sind, die von Spezialitäten-Gärtnereien in aller Welt Pflanzen beziehen, die das Auto, bei der Heimkehr aus den Ferien, voller Töpfe haben und die allenfalls sogar selbst versuchen, durch die Kreuzung ihrer Lieblinge neue Sorten zu kreieren. Häufig gibt es in ihren Gärten auch einen Steingarten im Sinne eines Alpiums.

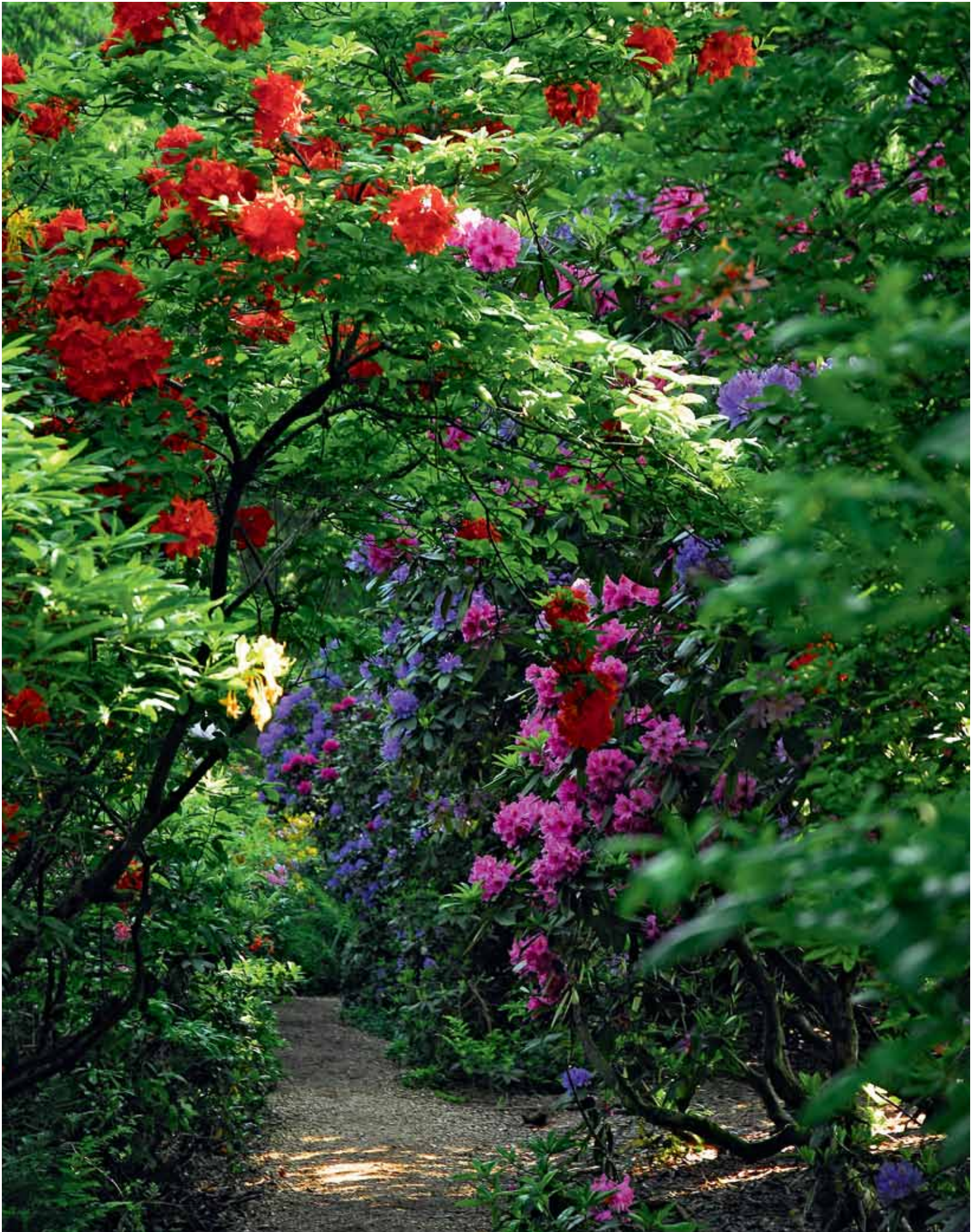
Diese Steingärten darf man aber nicht verwechseln mit der modischen Neigung, seinen

Garten durch Wagenladungen von Schotter, Kies oder *Bollensteinen* in eine Wüste zu verwandeln. Die derart «Steinreichen» sind eher die Armen oder die Geizigen, denn sie hoffen, das Unkraut am Wachsen zu hindern, indem sie ihren fruchtbaren Gartenboden unter Tonnen von Stein begraben. So erspart man sich die eigene Arbeit oder den Gärtner. In seltenen Fällen, wenn die passenden Pflanzen in die mineralische Landschaft gepflanzt werden, mag das ja noch angehen. Meistens aber wirkt so ein «Steingarten» lebensfeindlich und kalt. Die Charakterpflanze dieses Gartens ist die Legföhre, Inbegriff des Pflegeleichten. Und die Besitzer? Sicher würden sie im Gespräch antworten, sie hätten alles versucht, aber nichts gedeihe in diesem Garten ausser den Steinen. Wir reihen sie ohne Skrupel unter die Faulen und Bequemen ein, und vermutlich ist ihre Wohnung so asketisch, steril und langweilig wie der Kiesplatz ums Haus.

Kies und Askese

Nahe mit diesem Typus verwandt ist der absolut naturbelassene Garten oder der in einen diluvialen Urzustand zurückgebaute Garten. Angewissen Orten sind solche Naturgärten sogar zwischen Mehrfamilienhäusern zu finden, und sie wirken primär ungepflegt – was sie ja auch sein wollen – und erinnern auch noch nach Jahren an Baustellen. Man wundert sich nicht, dass Passanten hier ihre leeren Getränkedosen und Biskuitpackungen entsorgen. Auch hier soll viel Kies zu reduziertem Wachstum verhelfen. Man merkt dann kaum noch, wo die Magerwiese in den verunkrauteten Weg übergeht. Alles erinnert irgendwie an einen verlassenen Robinson-Spielplatz. Ob hier die Grünen wohnen? Oder einfach wieder die Faulen, die ihre Bequemlichkeit mit einem ökologischen Mäntelchen kaschieren? Die wirklichen Freunde der Natur würden wohl einer Blumenwiese als Bienenfutter den Vorzug geben! Die Charakterpflanze dieser Naturgärten ist wohl die Königskerze: immer etwas verfilzt, angefressen und von Pilzkrankheiten befallen. Es ist wie in der Kunst und in so vielen anderen Bereichen des Lebens: Etwas so natürlich wie möglich aussehen zu lassen, erfordert höchste Virtuosität.

Andreas Honegger schreibt Gartenkolumnen in der NZZ und verfasst Bücher zum Thema. 2011 erschien «Die geheimen Gärten von Zürich» und 2012 «Ein Stadtgarten mit mediterranem Flair», ein Porträt seines eignen Gartens (beide DVA-Verlag).



Der Garten, ein Stück kultivierte Natur: Rhododendren im Mai.

«Lasst mich euer Monster sein»

Er ist einer der erfolgreichsten und umstrittensten Filmmacher Europas. Im Gespräch verrät Emir Kusturica, warum Hollywood für ihn gestorben ist, wieso er serbische Kriegsverbrecher besingt und weshalb er seinen Geburtsort Sarajevo nie wieder betreten wird.

Von Claas Relotius

Noch am Vorabend ist Emir Kusturica mit seiner Rockband No Smoking Orchestra in einem Budapester Klub aufgetreten, hat Schlagzeug gespielt, gesungen, getanzt und sich zum Abschluss vom Publikum für grossserbische und antiamerikanische Parolen feiern lassen. Am Morgen danach schleicht der 58-Jährige in Jeans und Holzfällerhemd wie ein müder Bär über den Hotelflur. Zum Interview in der Lobby bestellt er zwei doppelte Espressi und ein grosses Glas Wasser. «Um die Maschine in Gang zu kriegen», wie er sagt. Ein Gespräch mit dem Mann ist eine Gratwanderung. Man kann sich dem trockenen Humor, dem leidenschaftlichen Erzählen und der lässigen Pose Kusturicas nur schwer entziehen – und ist bisweilen doch schockiert über das, was er zu sagen hat.

Sie besitzen in den serbischen Bergen eine eigene kleine Ortschaft namens Küstendorf, wo Sie sich gerade selbst zum Bürgermeister auf Lebenszeit ernannt haben.

Wie lebt es sich als Alleinherrscher?

Sehr gut. Es gibt keine Wahlen und keine Demokratie in meinem Reich. Ziemlich totalitaristisch oder? Ich würde trotzdem sagen, dass ich ein relativ liebenswerter Diktator bin. Aber das behaupten wohl alle Diktatoren von sich.

Küstendorf wurde 2004 zunächst als Kulisse für Ihren Film «Das Leben ist ein Wunder» erbaut. Danach haben Sie sich selbst dort niedergelassen.

Das Dorf liegt, umringt von Bergen, irgendwo im Niemandsland Serbiens, und es ist komplett unabhängig von der Aussenwelt. Es gibt ein paar Geschäfte und Restaurants, wir betreiben Fischzucht und bauen Gemüse an. Von McDonald's und Coca-Cola keine Spur – man kommt sich vor wie in einer verrückten Parallelwelt.

Ihre Idealwelt?

Vielleicht. Für die Dreharbeiten habe ich fünfzig Häuser aus Pinienholz restaurieren und in die Berge transportieren lassen. Natürlich bestimme ich als Bürgermeister, wer darin leben darf. Küstendorf ist mein persönliches Utopia. Ein traditioneller

serbischer Ort, der sich der Globalisierung widersetzt.

Sie sind doch Weltbürger, haben jahrelang in den USA und in Frankreich gelebt. Verbinden Sie mit dem Begriff Globalisierung nur Schlechtes?

Natürlich, was soll gut daran sein? Ich will nicht, dass unsere kulturelle Vielfalt stirbt. Ich bin für ein Europa der Regionen, in dem jede Kultur ihre Eigenheiten behält. Ausserdem bedeutet Globalisierung für mich, dass wir dem Warenuniversum Amerikas verfallen. Vor lauter verlockenden Dingen, die es zu kaufen gibt, weiss der Mensch immer weniger, wo ihm der Kopf steht. Früher ging man in die Kirche, um zu Gott zu beten, heute rennt man zum nächsten Einkaufszentrum wie die Kuh zum Futtertrog.

«Angelina Jolie sollte keine Filme über Themen drehen, von denen sie keine Ahnung hat.»

Dies allein Amerika in die Schuhe zu schieben, ist doch sehr plakativ.

Aber die Amerikaner haben irgendwann das Patent für die Erzeugung von Bedürfnissen entwickelt. Erst zeigten sie all die Verlockungen im Fernsehen, dann boten sie die Dinge im wahren Leben an. Und schon war der Mensch süchtig danach. Die Sowjets konnten im Rüstungswettstreit mithalten, aber wenn es darum ging, Marken zu entwickeln und die Menschen abhängig zu machen, haben sie versagt.

Sie veranstalten in Küstendorf jeden Winter ein grosses Filmfestival, um die Kultur des Balkans zu feiern. Wollen Sie dem kommerziellen Blockbuster-Kino damit auch eine Art osteuropäisches Independent-Kino entgegensetzen?

Ja, warum nicht? Hollywood bekommt schon viel zu viel Aufmerksamkeit. Bei uns wird Hollywood im wahrsten Sinne des Wortes zu Grabe getragen. In diesem Jahr haben wir feierlich die Filmrollen von «Stirb langsam 4.0» beerdigt, dem schlechtesten Film aller Zeiten.

Warum verachten Sie Hollywood?



«Ich bin ein relativ liebenswerter Diktator»:

Weil es ein riesiger Zirkus ist. Dieser ganze Starkult geht mir auf die Nerven. Ich bin in einem der ärmsten Stadtteile Sarajevos aufgewachsen, wo man Kinder wie mich als Indianer oder Zigeuner beschimpft hat. Für mich war das nie eine Beleidigung, denn ich wusste, dass alle in der Stadt Angst vor den Zigeunern hatten. Aber ich war immer Aussenseiter, habe mich deshalb auch später nie als Star gefühlt. Wenn ich Leute auf dem roten Teppich sehe, möchte ich noch heute lieber Teil einer Gang sein, die Steine auf diese Leute schmeisst, als selbst über den Teppich laufen zu müssen.

Schauen Sie sich überhaupt noch Hollywoodfilme an?

Kaum. Das meiste von dem, was Hollywood produziert, ist dumpf und oberflächlich. Es



Filmer Kusturica.

ist Müll, nichts als Unterhaltungsware. Und als solche macht es leider ebenfalls süchtig, nur leider nach den falschen Dingen.

Was meinen Sie damit?

Ich meine Geld, Macht, Ruhm – in Filmen wird suggeriert, dass all dies glücklich macht. Und die Leute glauben das. Sogar die einfache Putzfrau aus Belgrad träumt heute davon, ein Star zu sein.

Was ist falsch daran? Ging es im Kino nicht schon immer darum, Träume zu wecken?

Wozu, wenn es die falschen Träume sind? Auch ich bin mit Hollywood aufgewachsen. Aber mit den Filmen von Lubitsch und Bergman, Männern, die sich bei aller

Fantasie immer auch mit gesellschaftlichen Realitäten auseinandergesetzt haben. Vergleicht man die heutigen Blockbuster mit den Werken von damals, dann ist Hollywood gestorben. Hollywood ist nicht mehr authentisch, Hollywood ist viel zu rund. Das Sinnbild für Hollywood ist heute der Arsch von Angelina Jolie.

Diese Frau scheint es Ihnen angetan zu haben. Als Jolie Anfang des Jahres ihr Regiedebüt «In the Land of Blood and Honey» in Belgrad vorstellen wollte, drohten Sie damit, sich nach Südamerika abzusetzen.

Weil ihr Film eine einzige Katastrophe ist. Er ist das typische Beispiel für den missratenen Versuch eines Hollywood-Stars, der

nach Europa kommt, um einen Film über europäische Geschichte zu drehen. Ich will nicht schlecht über sie als Person reden. Wenn ich in Cannes bin, dann sehe ich, wie Brad Pitt ihr die Tür aufhält. Sie ist eine hübsche Frau. Aber sie sollte keine Filme über Themen drehen, von denen sie keine Ahnung hat. Haben Sie den Streifen gesehen?

Ja. Er handelt von einem serbisch-orthodoxen Soldaten und einer bosnisch-muslimischen Künstlerin, die miteinander eine Beziehung haben und während des Bürgerkriegs in Jugoslawien zwischen die Fronten geraten.

Wobei Jolie die Rollen von Gut und Böse klar verteilt: Die Bosnier sind die Opfer,



«Ihr Film ist eine einzige Katastrophe»: Hollywoodstar Jolie.

«Ziemlich totalitaristisch»: Kusturicas eigenes Dorf in Serbien.

während die Serben Zivilisten erschies- sen, Babys aus Fenstern schmeissen und Frauen vergewaltigen. Das ist wie in einem Western – hier sind die unschuldigen Indianer und dort die skrupellosen Cowboys. Wer einen Film über einen Bürgerkrieg dreht, der muss doch beide Seiten beleuchten, dem Drama wenigstens eine shakespearsche Dimension geben und kann so einen Konflikt nicht in Schwarzweissmalerei auflösen. Einen Film zu drehen, ist, wie ein Haus zu bauen: Man muss genau wissen, welchen Stein man auf den anderen setzt. Jolie ist keine gute Architektin.

Das allein hätte Sie wohl kaum zu der Überlegung veranlasst, medienwirksam die Flucht vor ihr zu ergreifen.

Das Drehbuch dieses Films ist nicht nur unfassbar dumm, sondern auch politisch gefährlich, weil es vorgibt, sich an historischen Ereignissen zu orientieren, dabei aber die Geschichte falsch erzählt. Es beruht auf einer historischen Lüge.

Leugnen Sie, dass es die systematischen Vergewaltigungen, Konzentrationslager und Massenerschiessungen durch die serbische Armee gegeben hat?

Nein. Aber ich verstehe auch nicht, warum sich alle Welt bis heute nur auf die Verbrechen der Serben stürzt. Ich hätte mir gewünscht, dass auch die Verbrechen bosnischer Politiker und Soldaten gezeigt werden. So ist der Film nichts weiter als jene probosnische und imperialistische Propaganda, die man in Westeuropa und in den USA seit Jahren zu hören bekommt.

Den umgekehrten Vorwurf müssen Sie sich von bosnischer Seite gefallen lassen. Ihrem mehrfach prämierten Film «Underground», der ebenfalls vom Jugoslawienkrieg handelt, wird bis heute eine zu serbienfreundliche Haltung unterstellt.

In Bosnien gibt es viele Leute, die Lügen über mich erzählen.

Stört es Sie nicht, in den vergangenen Jahren häufiger aufgrund politischer Haltungen im Gespräch gewesen zu sein als aufgrund Ihrer Arbeit als Regisseur?

Nicht mehr. Eine Zeitlang habe ich mich damit abgestrampelt, all diese Lügen richtigzustellen. Aber irgendwann habe ich mir gesagt: «Okay, hier bin ich. Denkt und redet über mich, wie ihr wollt. Macht mich und meine Filme schlecht. Lasst mich euer Monster sein.»

«Mich fasziniert, wie es Karadzic geschafft hat, sich eine neue Identität zuzulegen.»

Es interessiert mich nicht mehr. Man stellt mich als Nationalisten dar? Wie soll jemand wie ich, dessen Familie die unterschiedlichsten Ursprünge hat, denn Nationalist sein?

Mit Ihrer Band No Smoking Orchestra besingen Sie den mutmasslichen serbischen Kriegsverbrecher Radovan Karadzic. Eine Zeile in dem Song «Wanted Man» lautet: «Wer Dabic nicht mag, der kann uns mal». Dabic ist bekanntermassen der Deckname, unter dem Karadzic bis zu seiner Verhaftung untergetaucht war.

Wir besingen ihn nicht. Wir nehmen bei jedem Konzert einen anderen Namen. Mal ist es Dabic, mal ist es aber auch Chávez, und

mal ist es auch Gaddafi. Der Song handelt von Aussätzigen. Und Karadzic war ohne jeden Zweifel ein Aussätziger, spätestens seitdem er untergetaucht war. Mich haben solche Typen immer in ihren Bann gezogen.

Sie sind fasziniert von einem Mann, der für Kriegsverbrechen wie das Massaker von Srebrenica verantwortlich gemacht wird?

Noch mal: Ich glorifiziere Karadzic überhaupt nicht. Ich habe ihn auch nie getroffen, wie einige westliche Medien behaupten. Aber mich fasziniert, wie er es geschafft hat, sich eine neue Identität zuzulegen, sogar als Arzt zu arbeiten und jahrelang wie ein ganz normaler Bürger unter Leuten zu sein, obwohl ihn die ganze Welt gesucht hat.

Mehr noch als mit den Texten Ihrer Band provozieren Sie derzeit mit dem Bau einer weiteren millionenschweren Fantasiestadt namens Andricgrad, die im September am Ufer der Drina eröffnet wird.

Sie ist benannt nach meinem Idol, dem berühmten Nobelpreisträger Ivo Andric, dessen Buch «Die Brücke über die Drina» ich dort verfilmen möchte. Im Gegensatz zu Küstendorf wird diese Stadt deshalb nicht aus Holz, sondern komplett aus authentischem Stein bestehen, wenn sie fertig ist.

Und sie wird nicht auf serbischem, sondern auf bosnischem Boden erbaut. Eine historische serbische Stadt ausgerechnet in Visegrad, jenem Ort, der vor dem Krieg vor allem von Muslimen bewohnt wurde. Wollen Sie die Geschichte nachträglich umschreiben?

Nein, dieser Vorwurf ist Propaganda bosnischer Politiker. Er stammt von all den Klageweibern, die sich noch immer nicht von der

Kriegsvergangenheit lösen können und mal wieder gegen mich hetzen. Sie sagen, ich würde ein Potemkinsches Dorf errichten, hinter dem mein serbischer Grössenwahn stecke. Ich baue dort ein Kino, ein Theater, ein Hotel, ein Einkaufszentrum. Was ist daran nationalistisch?

Beim Werben für das Projekt haben Sie die Stadt, genau wie Küstendorf, als ein ideales Mini-Serbien beschrieben.

Bei Andricgrad geht es nicht nur um Serbien. Beim Bau wurden sämtliche Kulturen und Stilrichtungen vom Klassizismus bis heute berücksichtigt.

Die Stadt beherbergt ausschliesslich eine serbisch-orthodoxe Kirche. Eine Moschee sucht man vergebens.

Weil es an diesem Ort nie eine Moschee gegeben hat. Genauso wenig wie eine katholische Kirche.

Während des Krieges wurden im Rahmen ethnischer Säuberungen Tausende bosnische Muslime von diesem Ort vertrieben, Hunderte Menschen in der Drina ertränkt. Auch von serbischen Kriegsverbrechen an diesem Ort erzählt Andricgrad nichts.

Ich wollte eine Stadt erschaffen, die so ist, wie Ivo Andric sie einst beschrieben hat. Wissen Sie, warum es auf dem ganzen Balkan bis heute kaum öffentliche Plätze gibt?

Weil die griechische Tradition der öffentlichen Plätze, auf denen sich das Volk trifft, unter der Herrschaft der Osmanen abgeschafft wurde. Andrics Buch handelt von dem Leben in Visegrad, bevor die Osmanen kamen. Ich will den Menschen zeigen, wie diese Zeit war und nicht, was während des Krieges dort geschehen ist.

Einige Ihrer Geldgeber für das Projekt leugnen die Kriegsverbrechen der serbischen Armee bis heute. Haben Sie nicht das Gefühl, mit den falschen Leuten Geschäfte zu machen?

Nein, denn Andricgrad ist ein guter Ort, der für etwas Gutes stehen soll. Der Schriftsteller Andric dachte weltoffen und völkerverbindend, und in genau dieser Tradition soll auch Andricgrad stehen. Es soll eine multikulturelle Stadt sein. Ein Treffpunkt und ein Leuchtfeuer für alle Menschen dieser Region.

Sie haben die längste Zeit Ihres Lebens im Vielvölkerstaat Jugoslawien verbracht. Heute leben die verschiedenen Ethnien dort weitgehend voneinander getrennt. Ein brüchiger Frieden?

Man muss sich nichts vormachen: Die Beziehungen sind noch immer vergiftet. Die ganze Region bleibt ein Pulverfass. Die muslimische Elite in Bosnien hat den Ausgang des Krieges nie akzeptiert. Wenn wir eines

Tages wieder einen Krieg erleben, dann von dieser Seite.

Als prominenter Serbe giessen Sie damit zusätzlich Öl ins Feuer.

Ich sage nur, was ich denke. Und ich denke, dass viele Machthaber in Bosnien nie einverstanden waren mit der politischen Lösung, die nach dem Krieg gefunden wurde. Das Land ist wirtschaftlich am Boden, die Unterstützung westeuropäischer Staaten schwindet. Selbstverständlich wird die Zivilbevölkerung nie wieder Krieg wollen, und hoffentlich wird es auch nie dazu kommen. Aber ich glaube, dass einige Machthaber durchaus ein Interesse daran hätten.

Sie haben einmal angekündigt, nie wieder in Ihre Heimatstadt Sarajevo zurückzukehren. Bleiben Sie dabei?

Als vor zwanzig Jahren die Belagerung Sarajevos begann, war ich in Paris, um meinen Film «Arizona Dream» zu drehen. Wäre ich zu dieser Zeit zurückgekehrt, hätte man mich vermutlich erschossen, weil ich mich weder zur einen noch zur anderen Seite bekennen wollte. Seitdem herrschen in meinem Heimatort vor allem Lügen über meine Person. Warum soll ich noch einen Fuss in eine Stadt setzen, wo man mich permanent dämonisiert? Ich habe eine neue Heimat gefunden. Da will ich bleiben. ○

 **ICEBEAR**
SONDERSERIE

Jetzt mit gratis Sonderausstattung ICEBEAR:

>> 1 Satz Winterräder mit Pirelli-Pneus >> Warme Passagier-Kuscheldecke
>> Thermosflasche >> Eiskratzer >> ICEBEAR-Sticker

Wert:

2'400.-



LEGACY 4x4. SO VIEL ALLRAD-KOMBI FÜR SO WENIG GELD.

Wer schaut, was die Legacy-Modelle alles bieten und dann, wie viel sie kosten, hat die Rechnung schnell gemacht. So viel Auto für so wenig Geld bietet sonst keiner. Willkommen zur Probefahrt. Jetzt bei Ihrem Subaru-Vertreter.

 **SUBARU**
Confidence in Motion

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4

SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. www.multilease.ch
Abgebildetes Modell: Legacy 2.0i AWD Advantage, man., Energieeffizienz-Kategorie G, CO₂ 199 g/km,
Verbrauch gesamt 8,6 l/100 km, Fr. 27'350.-. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle
(markenübergreifend): 159 g/km. Unverbindliche Preisempfehlung netto,
inkl. 8% MWST. Preisänderungen vorbehalten.
www.subaru.ch

Mursi der Allmächtige

Der ägyptische Präsident Mohammed Mursi stellt sich über das Gesetz und schwärmt von der Scharia. Der Bauernsohn vom Nildelta, der sich erst in Amerika zum strammen Verfechter der Muslimbrüder-Ideologie wandelte, ist jetzt oberste Exekutive, Legislative und Judikative in Personalunion. *Von Pierre Heumann*



«Einzig authentischer Islamist»: Präsident Mursi, ohne kugelsichere Weste, im Juni in Kairo.

Als sich der frischgewählte Mohammed Mursi für seine erste Rede als Staatsoberhaupt vor Volk stellte, öffnete er seine Jacke. Er wollte der Menge zeigen, dass er darunter keine kugelsichere Weste trage. Er fürchte niemanden ausser Gott, sagte er und versprach: «Ich werde der Präsident aller Ägypter sein.»

Das war Ende Juni. Seither hat sich Mursi, der Islamist, von grossen Teilen des Volkes entfremdet. Die Opposition protestiert jetzt gegen den machtbesessenen Mursi mit wilden Massendemonstrationen. Diese sind eine Reaktion auf Mursis Beschluss in der letzten Woche, seine Entscheidungen als es Staatschef für Gerichte unantastbar zu machen. Er hat sich damit mehr Macht zugeschanzt, als sich sein Vorgänger Hosni Mubarak je angemasst hatte. Mursi verkörpert jetzt oberste Exekutive, Legislative und Judikative in Personalunion.

Das jagt der Opposition Angst ein. Denn während des Wahlkampfes hatte Mursi seinen Anhängern versprochen, die Scharia zum Gesetz zu erheben. Er sei der «einzig authentische Islamist», warb er für sich. Gekonnt schaltete er während Rallyes Massengebete ein und warb für das «Renaissance-Projekt» der Muslimbrüder, ein achtzigseitiges Manifest zur Islamisierung der Gesellschaft.

Jetzt verfügt er über die Macht, dieses Manifest umzusetzen. Bereits hat Mursi einen reli-

giösen Feldzug initiiert und die islamischen Prediger am Nil verpflichtet, die Bürger «im Sinne der wahren Religion» umzuerziehen. Die Prediger sollen unter den Menschen «das rechte Wort verbreiten», damit sie wissen, «was der Islam wirklich bedeutet».

«Leerer Alltag» in Kalifornien

Seit seiner Jugend in einem einfachen Dorf im Nildelta, wo heute noch Wasserbüffel herumlaufen, ist der Bauernsohn der Religion zugetan. Seine Mutter brachte ihm das Beten bei und führte ihn in den Koran ein. Zum Verfechter der strammen Muslimbrüder-Ideologie wurde Mursi aber erst während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Kalifornien. Dort schrieb er eine Doktorarbeit über Metallkeramik, nachdem er an der Cairo University ein Ingenieurdiplom erworben hatte.

Der Aufenthalt in der Fremde verwandelte Mursi. Das Leben der Amerikaner empfand er als korrupten Irrweg, als leeren Alltag. Hilfesuchend näherte er sich den Muslimbrüdern an, deren Lebensweise er als wohltuend rein und wahr empfand. Bei den Muslimbrüdern fand er Halt, einen vertrauten Bezugspunkt in einem ihm unsympathischen Land. Diesen Wandel haben vor ihm andere ebenfalls durchgemacht. Das berühmteste Beispiel ist der ägyptische Literaturkritiker Sayyid Qutb, der während seines USAufenthaltes in den vierziger Jahren, angewi-

dert von der ausschweifenden Fröhlichkeit der Amerikaner, zum islamistischen Hardliner mutierte. Zurück in Kairo, legte Qutb die ideologische Grundlage für Terrorgruppen wie al-Qaida.

Als die Muslimbrüder zu Beginn der neunziger Jahre in Kairo ihr Politbüro gründeten, war Mursi mit Verve dabei und gehörte zum Kern einer konservativen Clique. Andere politische Kräfte verwarf er als «unägyptisch». Mursi war einer der treibenden Aktivisten, als die Bewegung der Muslimbrüder eine politische Kraft wurde. Das Engagement war freilich mit Risiken verbunden. Mursi wurde, wie viele andere Widersacher des Regimes auch, ins berüchtigte Tora-Gefängnis geworfen. Doch Mursi liess sich nicht unterkriegen. Sendungsbewusst dozierte er seinen Zellengenossen die Funktionsweise der Politik und pries die Vorteile der Scharia, deren Umsetzung er propagierte. Nach dem Sturz des Mubarak-Regimes machte er damit Ernst. So wollte seine Partei zum Beispiel durchsetzen, dass das Heiratsalter für Mädchen unter achtzehn Jahre herabgesetzt wird, weil das der Scharia entspreche.

National bekannt wurde Mursi mit seiner Wahl ins Parlament und als Sprecher seiner Fraktion. Im April 2011, als die Muslimbrüder eine eigene Partei gründeten, sicherte er sich deren Präsidium. Er ging dann zwar nur als «Reserve-rad» ins Rennen, als das Volk einen Nachfolger für Hosni Mubarak wählte, weil der Wunsch Kandidat ausgefallen war. Aber in der Stichwahl gelang ihm der Sprung in den Präsidentenpalast.

Seither hat er sich mit geschickten und stets unerwarteten Schachzügen als starker Mann etabliert. So warf er wenige Wochen nach seiner Wahl die militärische Elite aus der Politik und ernannte eigene Vertrauensleute in der Armee. Dann setzte er in den Zeitungsredaktionen, im Informationsministerium und in den regionalen Gouvernements Muslimbrüder ein. International profilierte sich Mursi zuletzt mit der erfolgreichen Vermittlung in der Gaza-Krise, die einen Einmarsch israelischer Truppen in den Gazastreifen verhinderte.

Weil Mursi dafür aus Washington und Brüssel viel Lob erhielt, versucht er jetzt den ultimativen Schritt auf dem Weg zum neuen Pharao und bricht den Demokratisierungsprozess ab. Doch eine islamische Republik am Nil lässt sich noch verhindern. Wegen der Wirtschaftsmisere ist Mursi dringend auf Gelder aus dem Westen angewiesen. Wenn die USA und Europa ihren Einfluss gegenüber Mursi geltend machen, hat der ägyptische Frühling noch eine Chance. ○

Kleine Hymne auf Bryan Ferry

Nicht alle jugendlichen Obsessionen altern gut. Diese schon: Bryan Ferry, Fackelträger des auf alle Zeiten gültigen Dresscodes, und sein Projekt Roxy Music feiern das Vierzig-Jahr-Jubiläum. Mit Stil, Würde und sehr, sehr britisch. Von Thomas Wördehoff

Und nun zu den drängenden Fragen von vorgestern. Irgendwann Anfang der siebziger Jahre wollte eine Besucherin von Rolf Liebermann wissen, warum die Operette so gut wie ausgestorben sei. Liebermann, gerade frischgebackener Intendant der Pariser Oper, war im Thema – hatte er doch vor einigen Jahren vergeblich versucht, eine «Fledermaus» mit Marlene Dietrich zu stemmen. Für Liebermann war der Fall damit erledigt. Er beschied der Operettenfreundin kurz und achselzuckend: «Es gibt keine Frackträger mehr.»

Es war die Zeit der legeren Garderobe – man muss sich vergegenwärtigen: Die Schlabberlook- und Kifferjahre der Hippiegeneration waren noch nicht ganz vorbei, die Trennung der Beatles und der Tod von Jimi Hendrix sasssen allen noch in den Knochen – da standen schon die grimmen Punks mit Ketten und Rasierklingen ante portas. Vierzig Jahre ist das her, modetechnisch und musikalisch jedenfalls war die Welt allenthalben in Unordnung geraten. In den Charts ging es hoch her: Led Zeppelin, Wum und Wendelin, «Imagine», Lou Reed, Sweet und «Es fährt ein Zug nach nirgendwo» von Christian Anders. Nirgendwo war irgendwo.

Und dann kamen auch noch diese fünf Merkwürden aus London. Kunststudenten, einer namens Brian Eno, mit Halbglatze und Federboa, der Sänger mal im schwarz-schilligen Paillettenanzug und mit Elvis-Tolle, mal in gelackter Tigerjacke und mit bedrohlich nach vorne wippender Sichelfrisur. Und sie sangen mit rätselhaft ferngesteuerter Miene von einer aufblasbaren Puppe: «I blew up your body, but you blew my mind», dazu futuristisches Elektronikdesign und ein Saxofon. Roxy Music, «In Every Dream Home a Heartache», schön und gut – aber alles war doch noch sehr versteckt unter Make-up und Getue.

Roxy-Music-Platten wurden Anfang der Siebziger eher von Sonderlingen auf die einschlägigen Partys mitgebracht. Leute, die auch Velvet Underground hörten oder auch Genesis und dabei verückt die Augen verdrehten, tanzten in wilder Selbstvergessenheit zu «Street Life» und «Do the Strand» – wobei allerdings schon damals der blasierte Wahnwitz dieser Lyrics in den Hirnen kleben blieb: «If you feel blue/look through Who's Who/ See La Goulue/ and Nijinsky/ Do the Strandsky!»

Und plötzlich nahmen wir ihn wahr. Zwar sang er nicht im Frack wie Heesters oder Chevalier – aber im Smoking. Bryan Ferry hiess

dieses Wesen *out of nowhere*, und er sollte sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten als der unbeirrbarste Fackelträger des strikten und auf alle Zeiten gültigen Dresscodes behaupten. Seine Konzerte absolvierte er formvollendet im Tuxedo, Dinnerjackett oder auch mal im Luftwaffen-Zweiteiler. Nonchalant trug er seine Garderobe. Vom Leadsänger der Roxys hatte er sich zu Bryan Ferry, der Ikone, entwickelt.

Die Musik der Band passte perfekt zur jeweiligen Kleiderordnung des Meisters. Beiläufig wurden geschmackvolle Dissonanzen gepflegt, ein Parfüm von romantischem Schmalz durchwehte die Konzerte immer wieder, dann schliesslich überfallartig ein hartes,



James Bond des Pop: Musiker Ferry.

rockgetriebenes und staubtrockenes Schlagzeug. Dazu der extrem charakteristische vibratostarke Bariton Ferrys, der manchmal in den Sprechgesang kippte – die vokale Temperatur war ganz in der Nähe von David Bowie und Lou Reed, nur exaltierter. Das Raffinement dieser Mixtur ergänzte sich nahtlos mit dem Habitus Bryan Ferrys beim Live-Auftritt: Je härter die Band zur Sache ging, umso cleverer spielte der Sänger mit den Utensilien seines Outfits. Die Seidenfliege wurde gelockert, die Hemdknöpfe wurden geöffnet, die Tolle federte verwirrt in die Stirn, der Schweiß floss in Strömen – und der Saal kochte. Ferry insze-

nierte seinen klassischen Look präzise bis hin zur Ekstase – Rolf Liebermanns Bemerkung über den fehlenden «Frackträger» war mir unversehens klargeworden: Der Sänger behielt immer die Oberhand, seine Garderobe war beiläufig verwendetes Requisit, zweite Haut.

Die Träume der Arbeiterklasse

Und es war eine Art Operette, die Bryan Ferry und Roxy Music da abzogen. Keineswegs aus dem morbiden Geist der Donaumonarchie, sondern aus den Träumen der britischen Arbeiterklasse geschmiedet. Nicht nur, dass die Fans aus dem Norden Englands, rings um die Industriemetropole Newcastle, zu den treuesten Anhänger der Band auf der Insel gehörten – bewundert wurde das Konzept Roxy von ganz unerwarteter Seite: Ausgerechnet die Sex Pistols schwärmten hinter vorgehaltener Hand vom durchgestylten Chic der Gruppe, die von einem anderen Planeten zu kommen schien. «All diese Glamrocker waren immer ein bisschen billig – aber Roxy Music hatten Klasse», erinnert sich Sex-Pistols-Gitarrist Steve Jones: «So stellte ich mir das Leben in einem Penthouse in Knightsbridge vor. Ich wollte genau das.»

Operette made in England. Roxy Music beeinflusste Heerscharen von Bands, die von Chic bis Duran Duran die Charts überall bevölkerten, und zum «Maxim's» dieser *executive romantics* wurde kurzerhand das «Studio 54» in New York erkoren, legendärer Sündenpfuhl der Jeunesse dorée am Vorabend der Aids-Katastrophe. Überfigur und *mastermind* sollte Bryan Ferry bleiben – ähnlich wie Sean Connery für alle Zeiten den ultimativen Bond abgeben wird. Apropos Bond: Erstaunlich, dass damals aus dieser einmaligen Melange kein 007-Musical entstanden ist – mit Bryan Ferry hätte der Agent seine musikalische Idealbesetzung gefunden.

Vierzig Jahre funktioniert nun Bryan Ferrys Laufsteg blendend. Zum Jubiläum trickst er den Zeitgeist erneut aus – stilvoll, wie gehabt, das versteht sich von selbst. Unter dem Titel «The Jazz Age» widmet sich das teuer besetzte Bryan Ferry Orchestra noch mal den Sternstunden seiner Laufbahn: Im Stil der Bands von King Oliver oder Bix Beiderbecke lässt er Grosstaten wie «Love Is the Drug», «Slave to Love» oder «Avalon» im Sound der Roaring Twenties paradiere. Natürlich ohne Gesang. Eben mit Klasse: Alles, was man vermisst, hält sich. ○

«D Steffiii Buchliiii»

Mit ihrer platinblonden Kurzhaarfrisur ist Steffi Buchli die auffälligste Erscheinung auf den hiesigen Bildschirmen. Eine Lichtgestalt inmitten von stinkenden Garderoben, Schnittmobilen und grauen Siebsocken. Von Gion Mathias Cavelty und Pascal Mora (Bild)

Der Mensch muss sich in seinem Leben zwangsläufig bewegen. Manche täten es lieber nicht. Andere tun nichts anderes. Und wieder andere berichten darüber, wie sich andere bewegen (wozu sie sich wiederum – mehr oder weniger – bewegen müssen). Willkommen in der Welt des Sportjournalismus.

«Sport bedeutet für mich: unendliche Emotionen und immer wieder neue Geschichten», sagt Steffi Buchli. «Und es läuft immer etwas Aufregendes!»

Buchli durchquert – angetan mit rosaroten Jeans, orangen Riesenspülwärmern mit lila Sternchen und einem psychedelisch gemusterten Schal, die Fingernägel sind schwarz lackiert – zügig einen langen Korridor des Schweizer Fernsehens. Seit 2003 arbeitet die 34-jährige Dübendorferin in der Sportabteilung. Mit ihrer platinblonden Kurzhaarfrisur und ihren eisblauen Augen ist sie zweifellos die auffälligste Erscheinung auf den hiesigen Bildschirmen. Ihr Arbeitstag beginnt um zwei Uhr nachmittags und dauert in der Regel bis nach zehn Uhr abends – und heute wird es sogar weit nach elf Uhr, denn Buchli moderiert die halbstündige Sendung «Sport aktuell», die erst nach dem «Musikantenstadl» programmiert ist.

Kein Püppchen

«Schon auf dem Pausenplatz habe ich eher zur Fussball- als zur Gummitwistfraktion gehört. Ich war ein richtiger *Ruech*. Wenn ich die Attitüde von einem Püppchen gehabt hätte, wäre ich hier schnell unter die Räder gekommen», schätzt Buchli die Lage ein. Tatsächlich ist sie geschlechtertechnisch deutlich in der Minderheit – es gibt sieben Sportmoderatoren (Thurnheer, Salzgeber, Billeter, Kälin, Studer, Hüppi und Ruefer) und nur eine Sportmoderatorin (Buchli; Daniela Milanese hat zwar auch noch ein 50-Prozent-Pensum inne, aber die Sportwelt besteht aus klaren Resultaten, und ein 7:1,5 ist noch nie vorgekommen).

In einem unpersönlichen 35-Personen-Newsroom bezieht Buchli ihren Arbeitsplatz. Nirgends hängen die Seele wärmende Sportler-Devotionalien à la originalverschwitztes Bankverein-Stirnband von Vreni Schneider aus dem Jahr 1988, wie man es sich für die Sportabteilung gut hätte vorstellen können. Blutjunge Online-Journalisten tippen irgendwelche Resultate in ihre Computer. Auf Dutzenden von Bildschirmen wird gekämpft: Federer gegen Del Potro, Bayern gegen Frankfurt,

Augsburg gegen Dortmund. Im Basler St.-Jakob-Park nimmt ein Mann mit ansehnlichen Brüsten («Körbchengrösse B», schätzt Buchli) gerade majestätisch auf dem ehemaligen Trainerstuhl von Christian Gross Platz.

Auf die Sekunde genau hat Produzent Ivo die heutige Sendung schon «gebaut», wie man im Fachjargon sagt. Fünfzehn Sekunden hat Steffi für die Begrüssung der Zuschauer. Fünf Minuten soll ein Bericht über das Cup-Spiel Black Stars Basel – FC Zürich dauern.

Steffi Buchli macht sich ans Schreiben ihrer Moderationstexte, dazu telefoniert sie pausenlos mit Kommentatoren und verfolgt über ihren Twitter-Account sportrelevante Meldungen. «Soll ich den Sturz von Corsi in die Anmoderation nehmen, oder ist das schon das Spannendste am Ganzen?», wendet sie

«Okay, jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als einfach zu fragen: Ist das wahr?»

sich an den Produzenten. «Nein, nein, es gibt noch jede Menge Stürze», beruhigt dieser gutgelaunt.

«Die Wendy müssen wir noch irgendwo reinnehmen», «Ich habe dir bei Black Stars – FCZ eine halbe Minute geklaut, ist das okay?», «Wir würden aus dem bewegten Bild Federer direkt auf die Tafel gehen»: typische Satzketten, die einem um die Ohren fliegen. Ab und zu könnte man sogar meinen, man habe sich in der Abteilung geirrt und lausche Dialogen aus «Sternstunde Philosophie»: «Du, Ivo, ich habe vorhin eine Meldung gesehen, dass der Meichtry Vierter geworden ist am Kurzbahn-Weltcup in Singapur. Das ist noch gut, Vierter, oder ist das gar nichts Spektakuläres?» (Steffi Buchli). «Es kommt immer ein bisschen darauf an, wie viele mitmachen» (Produzent Ivo). «Da hätte sogar ich mitschwimmen können. (Pause) Kurzbahn-Weltcup interessiert keine Sau» (Volontärin Debby).

Hochleistungssport in der Garderobe

Abendessen in der Fernsehkantine mit dem ganzen Team (darunter Sendetechniker Nik, ein fanatischer Unicyclist, der im Jahr 8000 Kilometer auf seinem Einrad zurücklegt – abseitige Sportarten kommen in der hiesigen Berichterstattung eindeutig zu kurz. Gibt es keine anständige Einrad-Lobby?), Brille ab, Linsen rein, schminken in der Maske, die

letzten Texte fertigschreiben, Moderationskärtchen ausdrucken («Der Salzgeber hat gestern wieder die Kärtchen falsch herum in den Drucker gelegt»), Garderobe (Buchli wählt eine hellgrüne Bluse und einen dunkelblauen Blazer). Regelrechter Hochleistungssport! Um 22 Uhr Stellprobe im Studio 6. Buchli murmelt ihre Sätze vor sich hin, sie wird wie immer frei in die Kamera sprechen, ohne Teleprompter.

«Grüezi mitenand, liebi Zueschauerinne und Zueschauer. Das isch <Sport aktuell> am Samschtig. Mir händ en bunte Mix für Sie: chli Schii, chli Iishockey und chli Fuessball-Cup», lautet dann Buchlis ausgefeilte Begrüssung, die um 22.55 Uhr live über den Sender geht (der «Musikantenstadl» hat fünf Minuten überzogen).

Ja, Steffi Buchli ist immer voll auf Zack! Das zeigt sich auch ein paar Tage später wieder bei einem Einsatz in der Kolping-Arena am Klotener Schluefweg. Eishockey ist Buchlis Paradedisziplin. Für «Sport aktuell» muss sie rechtzeitig einen viereinhalbminütigen Bericht über den Match Kloten Flyers – SCL Tigers abliefern. Dafür steht ein Schnittmobil hinter dem Stadion bereit, in dem sich auch schon Editor Marco eingerichtet hat. Ein Übertragungs- und ein Materialwagen vervollständigen den Tross (das Spiel wird auch live auf Teleclub gezeigt).

«Der will mich wohl veräppeln»

Nach der Regiebesprechung mit der Crew hetzt Buchli zu den Spielerbänken im Stadion, um nach dem Warm-up der Hockeyaner auf dem Eis Kloten-Flyers-Stürmer Simon Bodenmann zu interviewen. Es wird ein typisches Sportler-Interview (Bodenmann: «Wir müssen einfach probieren, unser Spiel zu spielen, mit Geschwindigkeit, und den Puck aufs Goal bringen»). Gab es eigentlich auch mal interessante Interviews? «O ja, letzthin habe ich zum Beispiel mit Gennaro Gattuso ein Gespräch auf Italienisch geführt», erinnert sich Buchli lebhaft. «Er hat mir erzählt, wie er als Neunzehnjähriger nach seinem ersten Training bei den Glasgow Rangers zurück in die Garderobe kam und duschen ging. Als er fertig war, kam er wieder raus, zog sich die Socken an und wollte sich dann seine Unterhosen anziehen, doch da habe er gesehen, dass da etwas drin liegt – sein Klubkollege Paul Gascoigne hatte ihm zur Begrüssung in den Slip gemacht. Wörtlich sagte Gattuso: <Gascoigne ha fatto la



Immer ohne Teleprompter: Sportmoderatorin Buchli.

cacca nelle mie mutande.» Und in meinem Kopf ging in diesem Moment einfach ab: «Jetzt habe ich das Wort falsch verstanden, das darf nicht wahr sein, dass der das jetzt gerade erzählt hat», und ich habe versucht, Zeit zu schinden, und habe einfach gesagt: «Und dann, was hast du gemacht?» Darauf Gattuso: «Was habe ich wohl gemacht? Ich bin ohne Unter-

hosen heim.» Da habe ich gedacht: «Okay, der will mich wohl veräppeln», und habe versucht, seine Mimik zu lesen, und er hat ja so einen Vollbart, und da habe ich keine Mimik gesehen, und da habe ich gedacht: «Okay, jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als einfach zu fragen: Ist das wahr?», und ich habe gefragt: «Ist das wahr?», und dann sagt er: «Natürlich

ist das wahr, Paul Gascoigne war so, era un pazzo!»»

Bei Interviews, schiebt Buchli nach, sei es ihr eigentliches Ziel, eine Emotion abzuholen. «Manchmal geht es einfach darum, schnell in das verschwitzte Gesicht eines Sportlers blicken zu können, seine Emotionen zu lesen – mal Ratlosigkeit, mal Enttäuschung, mal Freude. Nicht mehr und nicht weniger.»

Im Eiltempo geht es zurück zum Schnittmobil, vorbei an den Spielerkabinen, aus denen es stinkt, wie es stinken muss. Welches sind die grauenerregendsten Sportlersocken, die Buchli je zu Gesicht bekommen hat? «Es gibt da diesen bestimmten Zustand von Socken, da sind sie immer noch ein bisschen weiss, aber grösstenteils von dem Grau, das es gibt, wenn man sie etwa sechs Jahre lang wäscht, *tumblert*, anzieht, wäscht, *tumblert*, anzieht, wäscht, *tumblert* – und unten ist der Socken dann nur noch ein Sieb... das ist so die Sockenphase, wo ich finde: Nein!»

Relativ viel Begeisterung

Auf dem Weg vom Stadion zum Schnittmobil wird Buchli am Laufmeter von Matchbesuchern erkannt; sie grölen: «D Buchliiii!» oder «D Steffiii!» oder «D Steffiii Buchliiii!»

Das erste Drittel wird angepiffen; Buchli beginnt, an ihrem Bericht zu arbeiten (sie verfolgt das Spiel auf verschiedenen Bildschirmen, dazu gibt es eine Art Privatkomentar von einem sogenannten Guide, der im Stadion sitzt), schneidet und textet parallel, gibt dem Regisseur über Funk Anweisungen («Mehr Bodenmann!») und beruhigt den Produzenten in Zürich («Es ist alles okay»).

Der Match geht schliesslich 8:0 für die Kloten Flyers aus, Simon Bodenmann wird zum besten Spieler des Abends gekürt – Buchli hat aufs richtige Pferd gesetzt und rennt nochmals ins Stadion, um den Stürmer noch einmal vor die Kamera zu bekommen. Um 22.20 Uhr ist der Bericht fertig und wird nach Zürich überspielt.

«Fünfmal pro Woche abends arbeiten, das braucht schon relativ viel Begeisterung für die Materie», resümiert Buchli zufrieden. Ja, die Materie, die die Sportwelt im Innersten zusammenhält – die grauen Siebsocken, die Fussballerunterhosen und die verschwitzten Bankverein-Stirnbänder – mit niemandem taucht man lieber darin ein als mit Steffi Buchli.

Am 16. Dezember moderiert Steffi Buchli zusammen mit Rainer Maria Salzgeber die Credit Suisse Sports Awards, zu sehen ab 20.05 Uhr auf SF 1.

Gion Mathias Cavelti ist Satiriker und Schriftsteller in Zürich.



Föderalismus ist hier ein grosses Wort: Martigny im Unterwallis.

Aufstand im Durcheinandertal

Im Wallis gehen die Emotionen hoch: Nachdem man jahrelang weggeschaut hat, will der Bund jetzt in die eigenwillige kantonale Raumplanung eingreifen. Die Retourkutsche kommt spät – und wird sich den widerborstigen Wallisern kaum aufzwingen lassen. *Von Lucien Scherrer*

In der Halle des Fêtes von Savièse herrscht Kampfstimmung. Über 600 Anhänger der CVP Unterwallis stossen an diesem klaren Novemberabend mit einem Glas Weissen an – auf das Wallis, die CVP und das Scheitern der Pläne Berns, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. «Wie können wir akzeptieren, dass Bern unsere Bauzonen reduzieren will, wenn unsere Bevölkerung wächst und 70 Prozent von uns Land besitzen?», donnert CVP-Staatsrat Maurice Tornay in den Saal. Dort erhebt sich Gemurmel und Applaus: Nein, das würden sie niemals akzeptieren – «jamais!»

Das Wallis, so scheint es, probt den Aufstand. Grund dafür ist das revidierte Raumplanungsgesetz (RPG), das am 3. März vors Volk kommt. Es sieht unter anderem eine Mehrwertabschöpfung für Neueinzonungen und eine Beschränkung der Bauzonen für den Bedarf der nächsten 15 Jahre vor. Der Gewerbeverband und der Kanton Wallis haben das Referendum ergriffen. Mit dem Volks-Ja zur Lex Weber, die den Bau von Zweitwohnungen einschränken soll, sind die Walliser bereits im letzten März empfindlich getroffen worden.

Mit dem neuen RPG würden die Walliser gezwungen, ihre Bauzonen massiv zu reduzieren – denn diese reichen für über 50 statt für 15 Jahre. Glaubt man der CVP und ihrem Sprachrohr, dem *Walliser Boten*, steht das Tal wegen

des geplanten «Angriffs auf den Föderalismus» vor einem «riesigen Debakel».

Dass das RPG einen zentralistischen Eingriff darstellt, über den man geteilter Meinung sein kann, ist unbestritten. Was im Wallis jedoch gerne verschwiegen wird: Abgesehen von der Mehrwertabschöpfung bringt das Gesetz nicht viel Neues – bloss will der Bund jetzt mit der Umsetzung Ernst machen. «Bauzonen», heisst es schon im aktuellen RPG von 1979, «umfassen Land, das voraussichtlich in 15 Jahren benötigt und erschlossen wird.»

«Die Herren von der CVP haben einfach alles bewilligt, um niemanden zu verärgern.»

Wenn die Walliser Bauzonen heute für Jahrzehnte reichen, muss die Gesetzesbotschaft den Weg über den Lötschberg nicht geschafft haben, oder sie wurde bewusst ignoriert.

Über solche Details sehen die CVP-Notabeln in Savièse grosszügig hinweg. «Es gibt nicht zu viele Häuser im Wallis, nur 3 Prozent unseres Landes sind überbaut», sagt Maurice Tornay gegenüber der *Weltwoche*, «bei euch im Mittelland sind es 7 Prozent.» Jean-Paul Salamin, Anwalt und Gemeinderat aus Siders, reagiert mit einer rhetorischen Frage: «Was ist schlecht an grossen

Bauzonen? So bleibt das Land billig, und wir verhindern, dass unsere Täler entvölkert werden.»

Die Situation im Wallis ist in der Tat speziell. Die CVP hat in ihrer 150-jährigen Herrschaft im Kanton ein System entwickelt, von dem grosse Teile der Bevölkerung profitierten. Das funktionierte so: Clans teilten Land unter ihren Nachkommen auf, Gemeinderäte zonten dieses mit dem Segen des Kantons ein, die Bauwirtschaft florierte, und die CVP sicherte sich ihre Macht. Wenn die Partei heute mit dem Slogan «Bon pour le Valais» («Gut für das Wallis») um Stimmen buhlt, ist das nicht bloss eine Phrase. Zwei Drittel aller Walliser sind Wohn- oder Landeigentümer, mehr als doppelt so viele wie in anderen Kantonen.

Ob es «gut» ist, dass liebliche Täler heute aussehen, als hätte ein Riese einen Kübel Chablais darüber gegossen, ist eine andere Frage. Bisher störte das im Wallis kaum jemanden, abgesehen von ein paar Grünen, *Grüezinen* (auswärtigen Schweizern) und Einzelkämpfern wie Art Furrer. Der Hotelier von der Riederalp fordert ein Umdenken. «Die Herren von der CVP», meint er bei einem Glas Weissen in der «Weinstube» in Brig, «haben einfach alles bewilligt, um niemanden zu verärgern. Aber wir leben von der Natur, und die müssen wir erhalten, wenn die Touristen weiter kommen sollen.» Die «Retourkutsche», die jetzt



Der letzte Auftrag wurde vor zwölf Jahren erteilt, die Arbeiten sind laut ARE-Sprecher Rudolf Menzi immer noch im Gang.

Büssen für die Versäumnisse der Walliser und Berner Behörden könnten am Ende auch die Schweizer Steuerzahler, weil sich der Bund an allfälligen Entschädigungszahlungen beteiligen dürfte. Schliesslich steht er in der Mitverantwortung. Wie viel Land zurückgezont und den Besitzern vergütet werden soll, ist umstritten. Der *Walliser Bote* spricht von 6000 Hektaren und Kosten von 4 Milliarden Franken. Das ARE dagegen bezeichnet solche Zahlen als «spekulativ». Aussonnungen seien in erster Linie an «peripheren und billigeren Lagen» zu erwarten.

Der Versuch, dem Wallis ein schweizerisches System aufzuzwingen, kommt jedenfalls reichlich spät. Hintergrund der Attacke ist der wachsende Unmut in der (Nicht-Walliser) Bevölkerung über den Bauboom und die Zersiedlung der Schweiz. Weil Politik, Verbände und einzelne Kantone das Thema lange nicht ernst genommen haben, sehen sie sich jetzt mit radikalen Forderungen konfrontiert.

Mit dem revidierten RPG wollen Bundesrat und Parlament der radikalen, von links-grünen Kreisen lancierten Landschaftsinitiative den Wind aus den Segeln nehmen. Diese verlangt, dass sämtliche Bauzonen während 20 Jahren eingefroren werden. Die Vorlage ist zugunsten des Gegenvorschlags zurückgezogen worden. Fällt die RPG-Revision am 3. März durch, kommt sie jedoch vors Volk. Zu glauben, dass sie chancenlos wäre, ist angesichts des Erfolgs der Zweitwohnungsinitiative blauäugig. Eine Umsetzung der Landschaftsinitiative hätte drastische Folgen: Während die Mittelland-Kantone in ihrer Entwicklung massiv eingeschränkt würden, könnte das

anrolle, sei zwar schmerzhaft, aber heilsam. Der Mann mit dem Cowboyhut spricht leise – denn was er sagt, grenzt an Landesverrat.

Wie tief verwurzelt das «System Wallis» ist, zeigt die Tatsache, dass alle Parteien gegen das revidierte RPG kämpfen, mit Ausnahme der Grünen. Selbst die SP hat kapituliert. «Dieses Gesetz ist im Wallis schlicht nicht anwendbar», sagt SP-Nationalrat Stéphane Rossini. «Es darf nicht sein, dass die Bürger den Preis bezahlen für die Laxheit der Behörden und der CVP.» Tatsächlich sind Probleme programmiert. Was wäre etwa, wenn Vetter Benoîts Land zurückgezont wird, Tante Marie aber bauen darf? Was ist mit all den Leuten, die eingezontes Land für Bankkredite belehnt haben? Dass der Kanton bis heute nach dem alten Rechtspruch «Ortsbruch ist über Landräch» gewirtschaftet hat, kann jedenfalls nicht den Bürgern angelastet werden.

Föderalismus von Fall zu Fall

Auch die Walliser Behörden sind nicht allein schuld an der drohenden Misere. Denn Bern wusste genau, was die da unten in ihrem eigensinnigen Tal taten. Aber niemand schritt ein. «Offensichtlich wollte man die Kontrolle nicht wahrnehmen», sagt der Zuger alt Ständerat Rolf Schweizer (FDP), der bis 2011 die Raumplanungskommission der Kleinen Kammer präsidierte. «Der Bund hat das damit begründet, dass man die Hoheit der Kantone hoch gewichtet habe und dabei etwas grosszügig gewesen sei.»

Wie lasch der Druck aus Bern war, zeigt die Tatsache, dass der Kanton Wallis nach Auskunft des Bundesamtes für Raumentwicklung (ARE) «wiederholt» aufgefordert wurde, eine Bilanz über die Siedlungsentwicklung zu erstellen.



«Spezielle Nöte»: CVP-Staatsrat Torny.

Wallis seine Bauzonen behalten – und sie laut Experten möglicherweise als Kontingente an Kantone verkaufen, die bisher haushälterisch mit dem Boden umgegangen sind. Auch wenn das im Wallis niemand zugeben würde: Ein Ja zur Landschaftsinitiative wäre ein Riesenfest. Denn Föderalismus ist hier ein grosses Wort, aber wenn die *Grüezine* bezahlen – letztes Jahr kassierte man 530 Millionen Franken aus dem Finanzausgleich –, greift man gerne zu.

Im Mittelland ist die Angst vor der Landschaftsinitiative hingegen so gross, dass selbst eingefleischte Föderalisten wie der Zuger CVP-Nationalrat Gerhard Pfister die RPG-Revision unterstützen. «Für Kantone wie Zug wäre die Landschaftsinitiative tödlich», sagt Pfister. Für seine Partei ist der Aufstand der Walliser gegen das RPG etwas peinlich, denn die Vorlage stammt aus der Küche von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard. Pfister sähe es deshalb lieber, wenn sich seine Walliser Parteigenossen mit ihrem Protestgeschrei etwas zurückhalten würden. Über die «speziellen Nöte» ihres Kantons könne man immer noch diskutieren, wenn die Revision im Trockenen sei.

Weitermachen wie bisher

Doch der Kampf gegen den «Angriff aus Bern» ist im Wallis ein dankbares Thema, gerade für die CVP. Am 3. März werden Walliser Parlament und Staatsrat neu gewählt, für die «Familie C» geht es darum, ihre bröckelnde Macht zu sichern. So droht die Unterwalliser Sektion theatralisch mit einem Austritt aus der Mutterpartei, sollten die CVP-Delegierten im Januar die Ja-Parole zur RPG-Revision fassen. Und Doris Leuthard soll über die «Sensibilitäten des Wallis» aufgeklärt werden. Als ob man dazu nicht längst Gelegenheit gehabt hätte.

Hinter allem Wahlkampfgetöse weiss aber auch die CVP: Sollte das RPG durchkommen, dürfte das Wallis als Härtefall immer noch Gelegenheit zu nachträglichen Verhandlungen haben. So würde die Umsetzung des Gesetzes laut ARE «bis weit in die 2020er Jahre» dauern. Und die Methode für die Berechnung des Bauzonenbedarfs soll erst nach der Abstimmung entwickelt werden, zusammen mit den Kantonen. Bisher haben die Walliser noch immer einen Weg gefunden, unliebsame Gesetze aus Bern nach eigenem Gusto umzusetzen.

In seinem Buch «*Tal des Schweigens*» beschreibt der linke Walliser Journalist Kurt Marti das Verhältnis seiner Landsleute zur Raumplanung so: «Weit verbreitet ist die Haltung, dass es sich [...] um eine illegitime Einmischung der Eidgenossenschaft in die inneren Angelegenheiten des Wallis handelt, die es mit List zu unterlaufen gilt.» Das würde CVP-Gemeinderat Jean-Paul Salamin natürlich nicht unterschreiben. Aber auf die Frage, was man im Fall einer Annahme des RPG tun werde, antwortet er lächelnd: «Wir werden es umsetzen, wie wir das auch bisher getan haben.»

Im kleinen Kreis der Erlauchten

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat einen neuen Präsidenten. In den letzten 25 Jahren mischten sich die Richter in Strassburg immer mehr in die Gesetze der einzelnen Länder ein. Besinnt sich das Gericht nun auf seine ursprüngliche Aufgabe zurück? *Von Martin Schubarth und Rüdiger Trebels (Illustration)*



Der EGMR mischt sich heute in Detailfragen ein, die nichts mit menschenrechtlichen Grundsatzfragen zu tun haben.

Im Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg sind grosse personelle Änderungen im Gang. Präsident des EGMR ist seit dem 1. November der Luxemburger Dean Spielmann. Im Laufe des Jahres wurden zehn neue Richter gewählt; sie haben ihr neues Amt bereits angetreten oder werden dies in Kürze tun. Bei einer Richterzahl von insgesamt 47 – jedes Land, das dem Europarat angehört, stellt einen Richter – bedeutet dies eine Erneuerung von über zwanzig Prozent. Damit verbunden ist eine erhebliche Verjüngung des Gerichts: Der neue Präsident – bereits seit 2004 als Richter am Gerichtshof tätig – ist erst fünfzig Jahre alt.

Was wird uns dieser Wechsel bringen? Die Schweiz ist dem Europarat 1963 beigetreten und hat 1974 die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) ratifiziert. Seither kann wegen Verletzung der EMRK beim

EGMR (bis 1998 bei der dem Gerichtshof vorgeschalteten Kommission) Beschwerde geführt werden.

Die EMRK wurde 1950 in Rom verabschiedet. Ihr Ziel: Verhinderung der Wiederholung der verbrecherischen Menschenrechtsverletzungen, die in der Zeit des Nationalsozialismus und des Faschismus begangen wurden. An dieser historischen Grundlage der EMRK orientierte sich in den ersten beiden Jahrzehnten auch die Rechtsprechung von Kommission und Gerichtshof. Ebenso war es ursprünglich eine Selbstverständlichkeit, dass Gesetze vom demokratischen Gesetzgeber geschaffen werden – keinesfalls vom EGMR. Für die Schweiz kommt hinzu, dass sie bis heute eine Verfassungsgerichtsbarkeit zur Überprüfung von Bundesgesetzen strikte abgelehnt hat. Aus diesem Grund hat sie auch nie einer verkappten europäischen Verfassungsgerichtsbarkeit zugestimmt.

In der Folge entwickelten aber die Strassburger Organe, seit 1998 die vollamtlich tätigen Mitglieder des Gerichtshofs, eine «dynamische» Rechtsprechung. Die Richter lasen in die Konvention, unter missbräuchlichem Hinweis auf deren Präambel, «Menschenrechte» hinein, die die Staaten beim Abschluss der Konvention nicht gewollt hatten. Zugleich trafen sie mehr und mehr Entscheide, die dem demokratischen Gesetzgeber und nicht dem Richter zustehen. Die Entwicklung der Strassburger Rechtsprechung der letzten 25 Jahre ist gekennzeichnet durch eine Verkennung der richterlichen Aufgaben, von einem Mangel an Respekt gegenüber dem nationalen Gesetzgeber, von einer Leugnung der europäischen Vielfalt, von einer Intoleranz gegenüber kulturellen Besonderheiten, von der Erfindung einer «europäischen Leitkultur» und von nicht mehr nachvollziehbaren Exzessen.

Ein Beispiel bildet die Einmischung des EGMR in das nationale Namensrecht. Der nationale Gesetzgeber hat die Frage des Namens bei Heirat und des Familiennamens der Kinder zu regeln. Hier kommen verschiedene gesetzgeberische Lösungen in Betracht. Glatte Lösungen lassen sich im Spannungsverhältnis von Familie und Individualinteressen einzelner Familienmitglieder nicht finden. Absolute Rechtsgleichheit gibt es in diesem Bereich nicht.

Fast zwanzig Jahre lang Streit

Schon deshalb besteht hier kaum Raum für eine richterliche Überprüfung der Gesetzgebung. Jedenfalls ist äusserste richterliche Zurückhaltung geboten. Denn es geht hier um gesellschaftliche Fragen, die der Gesetzgeber nach einer kontrovers geführten politischen Diskussion zu entscheiden hat. Den EGMR kümmert dies nicht. 1994 hat er ein Urteil gegen die Schweiz gefällt, mit dem er, statt Frieden zu stiften, einen fast zwanzig Jahre dauernden Streit um das «richtige» Namensrecht vom Zaune gebrochen hat. Dieser hat 2011 sein (vorläufiges?) Ende durch eine gesetzliche Regelung gefunden, die die zentrale Frage, welchen Familiennamen die Kinder eines verheirateten Elternpaares tragen, nicht mit der Klarheit beantwortet, die man von einem Gesetz erwartet (Art. 160 und 270 ZGB in der Fassung vom 30. 9. 2011, noch nicht in Kraft).

Dieses Beispiel zeigt, wohin es führt, wenn ein Gericht, dem jede Sachkunde in Fragen des Familienrechtes abgeht, im Namen der «Menschenrechte» europaweit, das heisst von Lissabon bis Wladiwostok und von Reykjavik bis Tiflis, einheitliche gesetzgeberische Prinzipien verkündet. Der österreichische Zivilrechtler Robert Rebhahn bemerkt zu diesem vom EGMR erfundenen gemeineuropäischen Nenner, der europäischen Leitkultur, treffend: «Mit jeder Leitkultur ist Vereinheitlichung und damit eine Tendenz zur Totalität verbunden.» Tendenz zur Totalität, also Tendenz zur totalen Machtausübung! Dass sich der EGMR, geschaffen als Antwort auf die Exzesse des Totalitarismus der Faschisten, einen solchen Vorwurf gefallen lassen muss, zeigt, wie tief er gefallen ist. Das ist die Quittung dafür, dass er seine ursprüngliche und bis heute einzige legitime Aufgabe, unter Wahrung der europäischen Vielfalt Schutz gegen elementare Menschenrechtsverletzungen zu bieten, völlig aus den Augen verloren hat.

Der EGMR mischt sich heute in Detailfragen ein, die nichts mit menschenrechtlichen Grundsatzfragen zu tun haben. Dazu Rebhahn maliziös: «Kluge Leute wissen nach intensivem Nachdenken meist, wie sie es anders machen würden (weniger kluge wissen es stets), sie müssen ihre Meinung aber nicht stets allen anderen vorschreiben.»

Seit einigen Jahren steht der EGMR deshalb unter massiver Kritik. Italien hatte unmissver-

ständig zum Ausdruck gebracht, man werde das Kruzifix-Verbot in staatlichen Schulen, ausgesprochen von einer Kammer des EGMR, nicht beachten; daraufhin hat die Grosse Kammer das Urteil gekehrt. Neuer Streit droht aufgrund der Frage der Zulässigkeit der Präimplantationsdiagnostik (PID). Es handelt sich hier um eine schwierige gesetzgeberische Frage, mit der Neuland betreten wird. Wenn der italienische Gesetzgeber die PID ablehnt, etwa zur Vermeidung von eugenischer Auslese, so ist dies hinzunehmen. Es steht keinem Gericht zu, seine eigene Ansicht anstelle der demokratischen Gesetzgebung durchzusetzen – wie das eine Kammer des EGMR getan hat. Bleibt abzuwarten, ob die Grosse Kammer wiederum korrigierend eingreift.

Kruzifix-Urteil als erstes Zeichen

2011 hat das britische Unterhaus den EGMR daran erinnert, dass es ausschliesslich die Prerogative des Parlamentes ist, Häftlingen das Wahlrecht zuzugestehen. Der englische Premier hat mehrfach erklärt, dass Grossbritannien in dieser Frage nicht nachgeben werde, und in diesem Frühjahr unmissverständlich gefordert, dass der Gerichtshof stärker zurückgebunden werde. Auch in anderen Ländern rumort es. Dem Bundesgericht ist 2010 der Kragen geplatzt, als sich der EGMR mit un-

Was diesen Leuten fehlt, ist eine längere praktische Erfahrung an der Front des Rechtslebens.

haltbaren Argumenten anmasste, Betroffenen Leistungen der Sozialversicherung für eine Geschlechtsanpassung zuzusprechen.

Neuer Wind im Strassburger Gerichtshof, eine Rückbesinnung auf seine ursprüngliche Aufgabe, wäre also dringend geboten. Ob der neue Präsident und die neuen Richter dazu beitragen können?

Das erwähnte Kruzifix-Urteil der Grossen Kammer hat ein erstes Zeichen gesetzt. In weiteren Urteilen der Grossen Kammer kann man die Bereitschaft zu einer grösseren Zurückhaltung erkennen.

Wirkliche Remedur lässt sich aber nur schaffen, wenn erstens auf nationaler Ebene Urteile des EGMR nicht wie unanfechtbare Gottesurteile angebetet, sondern kritisch hinterfragt werden und wenn zweitens die Strassburger Richter nicht ausschliesslich abgehoben in einem kleinen Kreis von erlauchten Menschenrechtlern kommunizieren, sondern zur Entstehung einer europäischen Diskussionskultur beitragen. Sie müssen sich endlich bewusst werden, dass es nicht Aufgabe des Gerichtshofes sein kann, anstelle der nationalen Gesetzgeber unter dem Deckmantel der Rechtsprechung europäisches Recht zu setzen. Rechtsnormen müssen übereinstimmen mit

Kulturnormen. Zur europäischen Vielfalt gehört nun gerade die Vielfalt der Kulturen. Ein durch Ukas des EGMR angerichteter europäischer Einheitsbrei kann deshalb nicht die Anerkennung der Betroffenen finden, die das Recht zu seiner Geltung bedarf. Diese elementare Erkenntnis scheint auch der schweizerischen Mainstream-Wissenschaft weitgehend entgangen zu sein, die ihrer Aufgabe, die Entwicklung in Strassburg kritisch zu verfolgen, nicht gewachsen ist.

Moderner Justizpalast

Wie entsteht Recht durch Rechtsprechung? Umfeld und Erfahrung der Richter spielen eine erhebliche Rolle. Und da hapert es in Strassburg. Der neue englische Richter, Paul Mahoney, hat den grössten Teil seines beruflichen Lebens in Strassburg verbracht. Dasselbe gilt für Mark Villiger, einen Schweizer, der für Liechtenstein im Gerichtshof wirkt. Spielmann, der neue Präsident, ist fachlich ausgewiesen im Bereich der Menschenrechte. Helen Keller, seit einem Jahr als Schweizer Richterin in Strassburg, ist ausgewiesene Völkerrechtlerin. Angelika Nussberger, deutsche Richterin seit Anfang letzten Jahres, blickt auf eine typische Universitätskarriere zurück. Was diesen Leuten fehlt, ist eine längere praktische Erfahrung an der Front des Rechtslebens. Und ohne diese Erfahrung besteht die Gefahr einer einseitig theoretischen Betrachtung eines Rechtsproblems. Wer einseitig in Menschenrechten sozialisiert ist, verliert die Sensibilität für die Bedeutung des nationalen Gesetzgebers.

Und zum Umfeld gehört auch das Gerichtsgebäude, in dem der Richter wirkt. «Baukultur hängt auch mit Rechtskultur zusammen. Das zeigen schon Begriffe wie der Gerichtshof, die Gerichtskammer oder die Schranken, vor denen die Advokaten plädieren. Natürlich kann überall, auch in einer Baracke, Recht gesprochen werden, aber seit je wurde die Stätte, auf welcher Recht gesprochen wird, entsprechend ihrer Bedeutung im Staatswesen baulich besonders ausgestaltet», schreibt Adrian Staehelin, vormals Appellationsgerichtspräsident in Basel. Das 1995 nach Plänen von Richard Rogers fertiggestellte Gebäude des EGMR in Strassburg soll besondere Offenheit ausdrücken. Allerdings kann man in dieser Stahl-Glas-Konstruktion auch eine futuristische Bauweise sehen, einen modernen Justizpalast, der bewusst Distanz nimmt zur europäischen Tradition und zur europäischen Vielfalt; insofern eine Parallele zur hier kritisierten Tendenz der Rechtsprechung des EGMR. Was zur Frage führt, ob und inwieweit sich dies indirekt auch auf die Mentalität der europäischen Richter auswirkt.

Martin Schubarth ist ehemaliger Bundesrichter.
www.martinschubarth.ch



«Immer dieselbe feministische Antwort»: Autorin Schwarzer (r.), Rapperin Lady Bitch Ray.

Alice im Mutterkreuz

Die deutsche Autorin Miriam Gebhardt rechnet in ihrem neuen Buch mit Alice Schwarzer ab. Die auf 347 Seiten ausgebreitete Abwertung der Frauen ist nur schwer auszuhalten und zeugt einmal mehr vom Mief der feministischen Debatten in Deutschland. *Von Regula Stämpfli*

Stellen Sie sich vor, ein St. Galler Universitätsprofessor würde den Gewerkschafter Paul Rechsteiner ganz persönlich für die letzten dreissig Jahre des Scheiterns der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung verantwortlich machen! Auf so eine absurde Idee käme nun wirklich niemand.

Dummheit schmerzt immer, wenn sie von einer Frau kommt umso mehr. Echt, deutsche Mädels meiner und der jüngeren Generation: Habt ihr eigentlich keine anderen Probleme als ständig auf eure feministische Übermutter Alice Schwarzer einzudreschen? – Offenbar nicht! Wer sich Miriam Gebhardts «Alice im Niemandsland. Wie die deutsche Frauenbewegung die Frauen verlor» antut, hat nach der Lektüre vom deutschen Feminismus zunächst mal grundsätzlich die Schnauze voll. Das Buch ist ein Sammelsurium frauenspezifischer

Absonderlichkeiten, die von einer Geschichtsdozentin an der Universität Konstanz nie erwartet würden.

Dummheit schmerzt immer

Urteilen Sie selber: «Heute ist die Frauenbewegung programmatisch unbedeutend, organisatorisch unsichtbar und auf eine Symbolfigur zusammengeschrumpft. Inhaltliches Denken spielt sich in akademischen Enklaven und Blogs ab, was bleibt, ist reflexhaftes Zucken, wenn mal wieder eine gesellschaftspolitische Herausforderung nur eine einzige und zwar immer dieselbe feministische Antwort findet – <die Antwort> von Alice Schwarzer!» (Seite 9).

Die streckenweise unverständliche Sprache von Miriam Gebhardt wäre für eine Intellektuelle knapp entschuldigbar, doch das inhaltsleere Aneinanderreihen historischer Episoden

nicht. So wirft Gebhardt ausgerechnet Alice Schwarzer die Eugenik-Affinität der deutschen Frauenrechtlerinnen in der Vergangenheit vor. Gebhardt referiert über Henriette Fürth (1861–1938), eine klassische Frau ihrer Zeit, die wie die grosse Mehrheit der Deutschen damals und wie in jüngster Zeit auch viele Naturwissenschaftler, biopolitische Massnahmen wie Zwangssterilisation und Abtreibung diskutierte. Den Link zu Alice Schwarzer schafft dann Gebhardt folgendermassen: «Angesichts dieser feministischen historischen Verirrung finde ich es so problematisch, dass Alice Schwarzer im Namen der Frauenbewegung so vehement für eine ambivalenzfreie Position in Sachen Abtreibung oder Präimplantationsdiagnostik eintritt. Sie blendet damit ein Kapitel der Geschichte der Frauenbewegung aus, das eben auch dazu gehört» (Seite 114).

Wie bitte? Darf eine Frauenaktivistin sich erst dann zu Abtreibung äussern, wenn sie sämtliche Protagonistinnen der letzten 200 Jahre, die sich auch Feministinnen nannten, auswendig zitieren kann und wenn sie diese einer historisch-kritischen Analyse unterzogen hat? Hätte der angesehene Verlag DVA von Random House auch ein Buch irgendeines Dozenten für Geschichte publiziert, der Michael Sommer, Bundesvorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, vorgeworfen hätte, sich wie damals die Nazi-Gewerkschafter für bessere Arbeitsbedingungen einzusetzen? Sicher nicht! Doch Gebhardts Buch lebt von solch abstrusen Vergleichen.

Hallo? Was hat das mit Schwarzer zu tun?

Besonders sprechend sind Gebhardts Passagen, in welchen sie ihre eigene Frauwerdung beschreibt. So reibt sich jede Leserin die Augen, wenn Gebhardt ihre klassisch weiblich sozialisierte deutsche Entwürdigung, ihre ganz persönliche Schere im Kopf, als Anekdote preisgibt: «Da sprachen die amerikanische Schriftstellerin Siri Hustvedt und der berühmte Gehirnforscher Antonio Damasio gemeinsam mit Moderator Gert Scobel über Gehirn und Bewusstsein. Ich verfolgte den Verlauf des Gesprächs mit feuchten Händen. Was erlaubte sich diese strahlende, gut gestylte Blondine? [...] Als Wissenschaftlerin an einer deutschen Universität erlebe ich das Verhalten von klugen Frauen ganz anders; entweder sie fahren sozusagen mit angezogenen Handbremsen, oder sie reagieren gegen den Legitimationsdruck als Frau kontraphobisch, also mit einer vorausseilenden Grundaggressivität, die sie am Ende weder kompetent noch charmant wirken lässt.»

Hallo? Was hat dies mit Alice Schwarzer zu tun? Der offensichtliche Neid, die im ganzen Buch präsen- tierte Abwertung von Frauen im Allgemeinen, die fehlende weibliche Selbstbefreiung der Autorin sind für jede Frau, die Gebhardts Buch rezensieren muss, über 347 Seiten nur schwer auszuhalten.

Gebhardts Ausfälle gegen Alice Schwarzer sind mit ein Grund, weshalb die deutsche Frauenbewegung und die deutschen Frauen auf der ganzen Strecke verlieren: in den Unis, in den DAX-Firmenvorständen, in den Chefredaktionen aller relevanten Medien, in den politisch führenden Kulturinstitutionen, in intellektuellen Debatten. Viele deutschen Frauen konzentrieren ihre Emanzipation auf das Niederschreiben ihrer Geschlechtsge- nossinen. Eigene Ideen? Tolle Opinion-Leaderinnen? Starke Philosophinnen? Topmodels, die wie Laetitia Casta in Frankreich gegen die Vergewaltigungseuphorie der herrschenden Klassen protestieren? Kluge Streiterinnen, die sich respektvoll und inhaltlich stark mit der Schwierigkeit der Menschwerdung der Frau auseinandersetzen? Fehlanzeige auf der ganzen Linie.

Mainstream und Mief ist in Deutschland schon seit Jahren ziemlich in Mode – nicht zuletzt was die sogenannten feministischen Debatten betrifft. In keinem anderen europäischen Land kreisen die Themen so stark um Rabenmütter, Karrierefrauen und den Wunsch, dass auch Männer endlich anständig die Fenster putzen. Nur so ist es auch zu ver-

Gebhardts Buch passt zu einem Land, das erst kürzlich die «Herdprämie» eingeführt hat.

stehen, dass die ostdeutsche, kinderlose Kanzlerin sich sprachlich und punkto Identifizierung vom «Mädchen Kohls» zu «Mutti Merkel» wandelte. Diese ständigen Familienreferenzen sind völlig altbacken, absurd und antifeministisch. Sie erklären jedoch, weshalb Alice Schwarzer als selbständige Frau auch nach Jahrzehnten noch immer als Provokation empfunden wird. Gebhardts Buch passt zu einem Land, das erst kürzlich die «Herdprämie» eingeführt hat und «Ganztagesschulen» genauso pikiert ausspricht, als handle es sich um eine französische Schne- ckenspezialität.

Wir kennen solch wirre Mutterschafts- Diskurse zwar auch in der Schweiz, trotzdem krankt die schweizerische Frauenbewegung weder am Verlust ihrer Frauen noch am Ver- lust von kontroversen Diskussionen (u. a. in der *Weltwoche*). Klar, vieles liegt im Argen, trotzdem. In der Schweiz kümmern sich unzählige spannende Menschen um Erotik und Sex (siehe «Clack» und «Mamablog» im *Tages- Anzeiger* u. a.), um Philosophie (siehe die Publi- kationen von Lisa Schmuckli u. a.), um Macht- verteilung (siehe die Zeitschrift *Olympe* u. a.), um Frauenliteratur (Verlag Xanthippe u. a.), um Avantgarde und Kunst (u. a. Güzin Kar, Visarte, Street Art u. v. a.) sowie um Frauen- Medienpolitik («16 Tage Gewalt gegen Frauen», *Klein-Report*, diverse Gleichstellungs- stellen u. a.). Schweizerische Gleichstellungs- politik ist überall und sichtbar (es gab bis vor kurzem sogar eine Mehrheit von Frauen in der Regierung) – sie muss sich deshalb auch nicht auf eine einzige engagierte Frau stützen und stürzen!

Jede Playstation intellektuell anregender

Das Buch von Miriam Gebhardt ist sowohl sprachlich wie inhaltlich eine Beleidigung für jede und jeden, die sich in den letzten Jahren mit Frauen, Politik, Geschichte und Medien beschäftigt haben. Gebhardts «neues» femi- nistisches Programm lautet nämlich (Jetzt halten Sie sich fest): «Mehr Theorie wagen!», «Feminismus weiter fassen!», «Beide (oder alle) Geschlechter einbeziehen!», «Lebens- lagen berücksichtigen!», «Mit Widersprüchen leben!», «Die Frauen dort gewinnen, wo sie historisch stehen!»

Im Vergleich zu solchen Sprüchen ist selbst die Playstation meines zwölfjährigen Sohnes intellektuell weit anregender.

Miriam Gebhardt: Alice im Niemandsland.
Wie die deutsche Frauenbewegung die Frauen verlor.
DVA. 347 S., Fr. 31.90





MASSETO –
TENUTA
DELL'ORNELLAIA 2009
CHF **448.20**
Ab 36 Flaschen
CHF 442.80



SASSICAIA –
TENUTA SAN GUIDO
2009
CHF **140.40**
Ab 36 Flaschen
CHF 135.–



SOLAIA –
ANTINORI
2009
CHF **210.60**
Ab 36 Flaschen
CHF 203.05

WWW.ARVI.CH

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE



Tignanello – Antinori 2009
CHF 61.55 Ab 36 Flaschen 59.40



Le Cupole – Tenuta di Trinoro 2010
CHF 28.10 Ab 36 Flaschen 25.90



Brunello di Montalcino Pian delle Vigne – Antinori 2006
CHF 37.80 Ab 36 Flaschen 36.70



Prosecco DOCG Brut – Giavi N.V.
CHF 12.95 Ab 36 Flaschen 11.90



Le Difese – Tenuta San Guido 2010
CHF 18.35 Ab 36 Flaschen 17.30



Bricco dell'Uccellone – Braidà 2009
CHF 43.20 Ab 36 Flaschen 42.10



Amarone Costasera – Masi 2008
CHF 32.40 Ab 36 Flaschen 31.30



Prosecco Brut – Col de' Salici N.V.
CHF 9.70 Ab 36 Flaschen 9.20



Guidalberto (2nd Vin Sassicaia) – Tenuta San Guido 2010
CHF 30.25 Ab 36 Flaschen 29.15



Guado al Tasso – Antinori 2007
CHF 64.80 Ab 36 Flaschen 62.65

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl. Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

«Weil die Weissen Gewehre hatten»

Der Harvard-Professor James Robinson ist Co-Autor eines neuen Bestsellers der politischen Ökonomie. Statt Kultur, Herkunft oder Geografie seien Institutionen der entscheidende Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg. Armut lasse sich durch kluge Massnahmen beseitigen. Von Pierre Heumann

Ihr Buch «Why Nations Fail» wurde zum Bestseller. Beachtlich für ein Sachbuch! Welche Reaktionen erhalten Sie?

Vom Büro des britischen Premiers habe ich gehört, dass er sich für unser Buch interessiert. Im Januar bin ich zu einer Besprechung in das britische Department for International Development eingeladen. In diesem Monat will mich der Präsident der Philippinen treffen. Vorgesehen sind Übersetzungen in sechzehn Sprachen, darunter Deutsch, Türkisch, Italienisch, Arabisch, Chinesisch, Koreanisch und Vietnamesisch.

Wie erklären Sie sich das Interesse?

Viele Leute beschäftigt die Frage: was dafür ausschlaggebend ist, dass ein Land arm oder reich ist.

Eine alte Frage.

Aber es gibt kaum allgemeinverständliche Literatur dazu. Eines der Bücher, die mich inspiriert haben, ist «Guns, Germs, and Steel» von Jared Diamond. Dabei spielt es keine Rolle, dass der Geograf Diamond eine andere Erklärung anbietet als ich. Das Buch hat auch mein Schwiegervater gelesen, der in Kolumbien lebt und arbeitet. Ihn beschäftigt die Frage, weshalb es den Lateinamerikanern so schlecht geht.

Und was sagen Sie ihm?

Wir zeigen im Buch, dass ökonomische Institutionen und richtige ökonomische Anreize wichtige Voraussetzungen für Wohlstand sind. Die politischen Institutionen bestimmen letztlich, ob ein Land arm oder reich ist.

Das klingt wie ein Allgemeinplatz ...

Viele Ökonomen sagen in der Tat, unser Buch sei irrelevant.

Und was antworten Sie ihnen?

Im Gegensatz zur herkömmlichen Fragestellung der Ökonomie wollen wir wissen, weshalb Gesellschaften unterschiedliche Anreizsysteme haben. Wir wollen beantworten, wie die Politik die Wirtschaft organisiert und strukturiert, weshalb die Politik in reichen und armen Ländern so verschieden ist? Die meisten Ökonomen würden nie akzeptieren, dass Politik wichtig ist. Die Wirtschaftswissenschaft versteht sich als politikfreie Disziplin. Bei uns steht aber die Politik im Zentrum, welche die Qualität der Institutionen festlegt.

Können Sie das näher ausführen?

Wir haben einen einfachen Rahmen, um darüber nachzudenken: zwei Systeme. Das

eine generiert Wohlstand, und das andere führt in die Armut. Wohlhabende Länder zeichnen sich durch *inclusive institutions* aus.

Was verstehen Sie darunter?

Das sind Institutionen, die jedermann offenstehen. Es ist ein pluralistisches System, das die individuellen Rechte schützt. Das fördert den Unternehmergeist. Den Mechanismus kann ich Ihnen gerne an einem historischen Beispiel aus den USA erläutern.

Ich bitte darum!



«Das Beispiel der Schweiz studieren»: Robinson.

Als die USA im 19. Jahrhundert Technologie-Weltmeister wurden, meldeten Leute aus allen sozialen Schichten Patente an. Handwerker, Bauern, Akademiker, Arme und Reiche. Das können wir heute anhand der Patentdaten aus jener Zeit rekonstruieren. Die innovativen Kräfte waren also sehr extensiv in der Gesellschaft angelegt und wurden ausgiebig genutzt.

Was folgern Sie daraus?

Um wirtschaftlich erfolgreich zu sein, müssen die Institutionen die vorhandenen Energien und das Kreativitätspotential nutzen – das verstehen wir unter «Inklusivität». Wenn Sie zum Beispiel die industrielle Revolution in England analysieren und sich fragen, wer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Fabriken gegründet hat, stellen Sie fest: Die Unternehmer stammten aus allen sozialen Schichten, nicht nur aus der Elite.

In Ihrem Buch stellen Sie die *inclusive* den *extractive institutions* gegenüber.

Extractive institutions in der Politik geben die Macht einigen wenigen. Diese Minderheit sorgt mit unfairen Vorschriften und hohen Eintrittsbarrieren dafür, dass die Mehrheit arm bleibt. In einem Land mit *extractive institutions* bleibt das Wirtschaftswachstum längerfristig aus. Die Geschichte zeigt: Wenn in einer Zuckerplantagegesellschaft achtzig Prozent der Bevölkerung Sklaven sind, ist der grösste Teil des Talentpotenzials lahmgelegt. Weshalb kommt es so weit? Weil die Herrschenden damit für sich am meisten aus der Bevölkerung herausholen können.

Karl Marx spricht von Ausbeutung.

Wir verwenden diesen Ausdruck bewusst nicht. Bei Marx ist Ausbeutung ein ökonomisches Konzept, das mit Kapitaleigentum zu tun hat. Bei uns geht es aber nicht um Kapital und Arbeit, sondern um Politik. Wir untersuchen, wie eine kleine Schicht mit Hilfe der Politik Macht und Renten für sich abzweigt. In Südafrika lässt sich das bis zum Ende der Apartheid beobachten. Die Gesellschaft war so organisiert, dass die zwanzig Prozent Weissen der Bevölkerung auf Kosten der Schwarzen profitierten, die achtzig Prozent ausmachten. Die Institutionen und Gesetze sorgten dafür, dass Einkommen von den Schwarzen zu den Weissen transferiert wurden. So gab es zum Beispiel Berufe, die Schwarze nicht ausüben durften. Grundeigentum oder die Gründung einer eigenen Firma waren ihnen ebenfalls verwehrt. Sie wurden ausgesperrt, damit die Landwirtschaft und die Minengesellschaften, die im Besitz der Weissen waren, dank der tiefen Löhne, die sie den Schwarzen bezahlten, hohe Profite einfahren konnten. Die Apartheid war also nicht eine Idee von Ökonomen, die glaubten, das sei eine gute Sache.

Sondern?

Sie wurde geschaffen, weil die Weissen Gewehre hatten und den Schwarzen überlegen waren. Als sich die Schwarzen in den sechziger und siebziger Jahren organisierten und mehr Gewicht im politischen System anstrebten, war es mit der Hegemonie der Weissen vorbei. Es kam zur Demokratisierung, und danach liessen sich die Arbeitsmarktrestriktionen nicht mehr aufrechterhalten. >>>



«Viel Dynamik im Spiel»: Kongress der chinesischen Kommunistischen Partei in Peking.

Können Sie denn erklären, weshalb es in einigen Ländern «gute» und in anderen Staaten «schlechte» Institutionen gibt?

Weil die Machtverteilung von Land zu Land unterschiedlich ist. Das ist jeweils das Resultat eines historischen Prozesses.

Sie unterstellen, Machtkonzentration sei wachstumsfeindlich. Es gibt jedoch Beispiele, die das Gegenteil zeigen. Die politische Macht in Singapur ist auf einen kleinen Kreis konzentriert, und doch hat das Land in den letzten Jahrzehnten eine erstaunliche Entwicklung hingelegt.

Singapur hat zwar *extractive institutions* in der Politik, aber *inclusive* [für jedermann offene; Anm.d.Red.] *institutions* in der Wirtschaft. So ist das Erziehungssystem allen zugänglich, und die Eigentumsrechte sind geschützt. Jeder hat Chancen am Arbeitsplatz oder als Unternehmer. Aber gleichzeitig ist Singapur eine Ein-Parteien-Diktatur. Die People's Action Party kontrolliert alles, es gibt keine *checks and balances* in der Politik.

Singapur gehört trotz *extractive institutions* in der Politik zu den reichsten Ländern der Welt. Widerspricht das nicht Ihrer Theorie?

Keineswegs. Das Wachstum in Singapur ist nicht nachhaltig. *Extractive* Strukturen lassen sich langfristig nicht aufrechterhalten, **Autokraten und Diktatoren mit *extractive institutions* können ihren Ländern durchaus zu Wohlstand verhelfen. Das zeigen neben Singapur auch China und die ehemalige Sowjetunion.**

Wir liefern in unserem Buch den Nachweis, dass mit *extractive institutions* Wachstum zwar möglich ist, dass es aber keinen Bestand haben kann. Argentinien gehörte zum Beispiel um die Zeit des Ersten Weltkriegs zu den reichsten Ländern.

Obwohl damals Grossgrundbesitzer die Politik dominierten und den Grossteil der Bevölkerung nicht an der Macht teilhaben liessen.

Argentinien konnte damals vom Boom bei den Rohstoffen profitieren. Doch das Wachstum liess sich nicht lange aufrechterhalten, weil die Institutionen *extractive* waren. Dasselbe lässt sich am Beispiel der Sowjetunion zeigen. Als ich in den achtziger Jahren Ökonomie studierte, pries man sie als Erfolgsstory. Von 1920 bis 1970 wuchs die UdSSR tatsächlich schnell und machte einen Industrialisierungsprozess durch. Aber heute weiss man, dass dieser nicht von Dauer sein konnte. Das Wachstum war nur möglich gewesen, weil man Millionen von Leuten aus der Landwirtschaft, wo sie nicht gebraucht wurden, in die Fabriken zwang.

Sie gehen stets davon aus, dass Diktatoren aus Prinzip Wirtschaftswachstum verhin-

dern. Auch die Industrialisierung Chinas widerlegt Ihre Annahme.

Selbst wenn die Chinesen Innovationen und die Anwendung neuer Technologien fördern: Das Wachstum der chinesischen Wirtschaft kommt nur zustande, weil Technologien kopiert werden. Klar, noch in den 1970er Jahren war China ein extrem rückständiges Land. Dann begann China auf ähnliche Weise zu wachsen wie die Sowjetunion seinerzeit. Die Chinesen haben dabei einen Vorteil: Dank ihrer geopolitischen Lage können sie exportieren. Und damit haben sie einen grösseren Markt als die Sowjets je hatten.

Chinas Anteil an der globalen Industrieproduktion beträgt heute knapp 20 Prozent. So leistungsschwach scheint das System der zweitgrössten Weltwirtschaft nicht zu sein.

In China hat ein interessanter politischer Prozess stattgefunden. Lokalen Managern wurde eines Tages die Verantwortung dafür übertragen, ob ein Unternehmen Gewinne schreibt oder Verluste macht. Das geschah ganz spontan, nicht als Teil einer politischen Entscheidung. Während der Kulturrevolution hatte der Staat nämlich die Kontrolle über einige Landesteile verloren. Diese hatten in der Folge die Freiheit zu Experimenten. Die Politik beeinflusste die Ökonomie. In der Hauptstadt realisierte man später, dass das funktioniert. Wenn die Leute entsprechende Anreize haben, arbeiten sie hart, und die Produktivität schnell nach oben. Ich weiss nicht, woher das unternehmerische Talent in China kommt; das ist vermutlich eher eine Fragestellung für Soziologen. Aber von unten – und nicht von oben – war viel Dynamik im Spiel.

Und doch sagen Sie, dass Chinas Wachstum nicht nachhaltig sei?

Weil Innovationen nur bei richtigen Anreizstrukturen möglich sind. Wir dürfen nicht vergessen, dass Eigentumsrechte in China unzureichend geschützt sind. Ab und zu werden Unternehmer enteignet. Der Arbeitsmarkt ist stark reguliert, und die Arbeitnehmer sind bei der Jobwahl nicht frei. Die Partei spielt bei Firmengründungen meistens eine wichtige Rolle. Die Verbindung zwischen Partei und Unternehmer ist für beide sehr profitabel. Unternehmer erhalten Aufträge zu Vorzugsbedingungen, und sie können Gesetze brechen, ohne dafür bestraft zu werden.

Sie haben die geopolitische Lage Chinas soeben als Vorteil erwähnt. In Ihrem Buch behaupten Sie jedoch, dass die Geografie nicht ausschlaggebend dafür sei, ob ein Land arm oder reich sei.

Die Geografie kann in bestimmten historischen Momenten zwar wichtig sein. Aber sie erklärt die grossen Einkommensunterschiede zwischen einzelnen Staaten nicht. Ich glaube zum Beispiel nicht, dass die tropi-

James Robinson

Der Harvard-Professor untersucht eine der schwierigsten Fragen überhaupt: Weshalb sind einige Nationen reich und andere arm? Sein Bestseller «Why Nations Fail. The Origins of Power, Prosperity and Poverty» (den er zusammen mit Daron Acemoglu vom MIT geschrieben hat) spaltet die Gelehrtenwelt. Robinson widerspricht den gängigen Thesen, wonach das ökonomische Schicksal von Ländern durch Geografie, Epidemien, Kultur oder Know-how bestimmt werde. Der gebürtige Brite, einer der weltweit führenden Entwicklungsökonomien und Spezialist für Afrika und Lateinamerika, erklärt die Unterschiede zwischen erfolgreichen Ländern und Versagernationen mit einer einfachen Theorie: Er führt die Diskrepanzen auf unterschiedliche Institutionen zurück, die von Politikern geschaffen werden. Wenn von diesen Institutionen Anreize für individuelle Entfaltung ausgehen, wird das Land reich. Führen die Institutionen zu Unterdrückung, wird das Wachstum abgewürgt. Robinson studierte Ökonomie an der London School of Economics und an der Yale-Universität. (PH)

schen Länder aufgrund ihrer Lage grundsätzlich arm sind oder dass das Klima über den Wohlstand bestimmt, wie viele behaupten.

Zu ihnen gehört Robert Kaplan*. In seinem Buch «The Revenge of Geography» zeigt er, wie aufschlussreich das Studium von Landkarten für das Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung ist.

Die geografische Lage halte ich für unwichtig. Das erfolgreichste Land in Afrika ist Mauritius. Diese Insel im Indischen Ozean ist weit weg von allen Märkten, hat aber einen sehr positiven Industrialisierungsprozess durchlaufen und ist reich. Oder schauen Sie sich Zentralamerika an: Wegen ihrer Nähe zum amerikanischen Markt sollten die Staaten dort eigentlich florieren, müsste man mit Blick auf die Landkarte erwarten, wenn die Geografie-These stimmen würde. Aber diese Staaten sind arm. Der Standort spielt eben keine Rolle. Sierra Leone, ein weiteres Beispiel, hat ein günstiges Klima, fruchtbare Böden, die europäischen Absatzmärkte sind relativ nah – aber das Land ist arm geblieben.

Laut Kaplan ...

... der Autor von «The Coming Anarchy»?

Ja.

Sein jüngstes Buch habe ich nicht gelesen. Ich sollte es aber wohl tun.

Sie kennen sicher Adam Smith. Er hat in seinem Standardwerk «The Wealth of Na-

tions» bereits im 18. Jahrhundert auf die Relevanz der Geografie für die Entwicklung Afrikas hingewiesen.

Wenn man einmal den Effekt der Institutionen berücksichtigt hat, lassen sich mit Hilfe der Geografie Einkommensunterschiede zwischen einzelnen Ländern nicht mehr erklären.

Ob ein Land Gold, Erdöl oder Diamanten hat, spielt für Sie keine Rolle?

Länder mit Rohstoffen können zwar erfolgreich sein. So waren die USA im 19. Jahrhundert der grösste Produzent und Exporteur von Erdöl. Aber ein Land wie Taiwan wurde reich, obwohl es über keine natürlichen Bodenschätze verfügt. Gleichzeitig sind Bodenschätze kein Garant für Reichtum.

Wird die Macht eines Staates nicht gestärkt, wenn er über Rohstoffe verfügt?

Botswana hat Diamanten und floriert, Sierra Leone hat ebenfalls Diamanten und floriert ganz und gar nicht. Norwegen mit seinen Ölvorkommen ist reich, Venezuela trotz seines Öls arm. Das Vorhandensein von Ressourcen kann demzufolge kein Faktor sein, der über den Wohlstand eines Landes bestimmt. Ich bleibe dabei: Ausschlaggebend bleibt, ob ein Land gute oder schlechte Institutionen hat.

Welchen Stellenwert räumen Sie denn der Arbeitsmoral ein?

Ich habe für die Kulturthese kein Verständnis. Die Idee, dass Afrikaner arm sind, weil sie angeblich kein Arbeitsethos haben, halte ich für bizarr. In Afrika arbeiten die Leute wie verrückt. Auch in lateinamerikanischen Ländern, die ich gut kenne, habe ich keine Siesta-Kultur angetroffen. Ich kann es nur wiederholen: Die Menschen reagieren auf Anreize – unabhängig von ihrer Kultur oder ihrer Herkunft.

Max Weber würde Ihnen widersprechen. Er sah die protestantische Arbeitsethik als wichtigen Grund für das Entstehen der modernen Industriegesellschaft in Westeuropa.


Es gibt null empirische Evidenz, dass Weber recht hat. Ein Doktorand von mir, der das für Deutschland untersucht hat, fand keinen Zusammenhang zwischen Protestantismus und Wirtschaftswachstum.

Vielleicht spielt die Kultur doch eine Rolle. Uno-Berichte zeichnen ein ernüchterndes Bild vom wirtschaftlichen Entwicklungsstand der arabischen Welt. Spielt der Einfluss des Islam dabei Ihrer Meinung nach keine Rolle?

Wie kommen Sie darauf, dass es da einen Zusammenhang geben könnte?

Ich denke etwa an das Zinsverbot, das die Kapitalakkumulation erschwert, oder an den Glauben, gemäss dem die Zukunft gottgegeben sei und deshalb individuelle Initiativen abwürgt.

Letzteres denken ja auch fundamentalistische Christen in den USA, ohne dass das wirtschaftlich nachteilige Folgen hätte. Wir müssen das historisch betrachten. Der Mittlere Osten war in den Anfängen des Islam ein dynamischer, technisch fortgeschrittener Wirtschaftsraum. Erst als das Osmanische Reich die arabischen Länder unterdrückte, wurden sie ökonomisch zurückgeworfen. Ähnliches zeigt auch die Geschichte Südamerikas. Die Kolonialmacht schuf Strukturen, die Anreize vernichteten, damit sich die Herrscher entfalten konnten. Wenn Sie meinen, das Zinsverbot behindere das Wachstum, kann ich nur sagen: Auch andere kannten früher Zins- oder Wucherverbote, aber diese blieben ohne Einfluss auf das Wachstum oder das Entstehen von Kapitalmärkten. Ich sehe also keine Evidenz, dass der Islam die ökonomischen Aspirationen der Individuen unterdrückt.



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Wenn weder Geografie, Religion noch Mentalitätsunterschiede über Wohlstand oder Armut eines Landes entscheiden: Wie erklären Sie sich denn, dass in einem Land wie Italien der Norden viel reicher ist als der Süden, obwohl überall dieselben Institutionen vorhanden sind?

Die Institutionen funktionieren in Italien unterschiedlich, weil ein Teil des Landes mit der Macht der Mafia konfrontiert ist. Sie beeinflusst regional die Art und Weise, wie der Staat funktioniert. Wenn wir von Institutionen sprechen, meinen wir damit ja nicht bloss die Gesetze oder die Verfassung. Wichtig sind ebenso Strukturen, Anreize, Chancen oder soziale Normen. Deshalb kann es in ein und demselben Land zu einem unterschiedlichen Verlauf der Entwicklung kommen. Wie zum Beispiel in Kolumbien: Die Zentralisierung des Staates ist ungenügend.

Das führt dazu, dass die politischen Institutionen in Kolumbien den Politikern keine Anreize geben, öffentliche Dienstleistungen anzubieten oder für Rechtssicherheit zu sorgen. Deals, die für Politiker attraktiv sind, fördern ihre Zusammenarbeit mit der Drogenmafia oder mit Ganoven.

Eigentlich müssten alle Entwicklungshelfer Ihr Buch lesen.

Das wäre schön! Aber wie kommen Sie darauf?

Vielleicht wäre es besser, die Entwicklungshilfe zu streichen, damit die Politik in der Dritten Welt gezwungen ist, die Institutionen zu verbessern. Das könnte man aus Ihrer Theorie ableiten: Ohne inclusive institutions bleibt Entwicklungshilfe Makulatur.

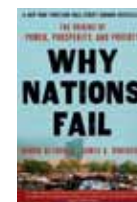
Ich stimme Ihnen teilweise zu. Die Armut hat nichts mit der Unwissenheit von Politikern in der Dritten Welt zu tun. Diese sind sehr wohl darüber informiert, wie man einem armen Land zu Wohlstand verhelfen könnte. Dass sie es nicht tun, hängt mit ihrer Interessenlage zusammen und damit mit den schlechten Institutionen.

Institutionen können sich auch in modernen Staaten verschlechtern, wie der Wirtschaftshistoriker Niall Ferguson in seinem Buch «The Great Degeneration» zeigt. Läuft die EU nicht Gefahr, in diese Degenerationsfalle zu geraten, weil die Institutionen wegen des zunehmenden Staatseinflusses immer schwerfälliger werden?

Ich glaube nicht, dass eine zunehmende Rolle des Staates automatisch und zwingend zu einer Verschlechterung der Institutionen führt. Die EU besteht aus *inclusive institutions*. Deshalb sehe ich die Zukunft der EU optimistisch. Überall auf der Welt wird man Ihnen zudem sagen, dass es einen engen Zusammenhang zwischen dem Wohlstand eines Landes und der Grösse einer Regierung gebe. Arme Länder haben kleine, schwache, ineffiziente Regierungen.

Die Erfahrungen der Schweiz widersprechen Ihnen. Die Regierung ist schwach, aber das Land ist wohlhabend.

Aber ihr habt neben der Zentralregierung auch die Kantone. Ich weiss allerdings nicht viel darüber. Den grössten Teil meiner Forschung habe ich in Lateinamerika und in Afrika gemacht. Ich sollte wohl künftig das Beispiel der Schweiz eingehend studieren.



James Robinson, Daron Acemoglu

Why Nations Fail. The Origins of Power, Prosperity, and Poverty. Profile Books. 529 S., Fr. 28.40

* Nächste Woche lesen Sie hier das Interview mit Robert D. Kaplan («The Revenge of Geography. What the Map Tells Us About Coming Conflicts and the Battle Against Fate»). Kaplan widerspricht Robinson in wesentlichen Punkten.



«Wer mich trägt, der darf mutlos sein»: Sarah Jessica Parker und Charlotte Casiraghi im Chanel-Jäckchen.



Kopf und Kragen

Von Daniele Muscionico

Am Anfang stand ein Liftboy. Der Junge stand neben einem Aufzug, wo sonst, und er stand am Beginn einer Freundschaft: Der Hinneigung der Coco Chanel zum Jackett. der österreichische Tweed eines österreichischen Liftboys hatte es der Französin angetan, ein schwerer Stoff und doch so leicht, dass man darin perfekt seine Arbeit verrichten konnte: Türe auf, Türe zu, Türe zu, Türe auf, und noch immer sitzt das Jackett, wo es hingehört, faltenfrei auf den Schultern. The Little Black Jacket, von Chanel 1954 erfunden, wurde eine Mode-Ikone, ein Klassiker – für Damen.

Doch wieso erstarrt die Welt beim Anblick des beinahe fünfzig Jahre alten Jäckchen, das so kurz ist, dass man es nicht Jacke nennen kann, heute noch in Ehrfurcht? Wer weiss, dass das kleine Schwarze einen Ruf genießt wie der Motorbootklassiker von Riva – oder die SL-Flügel Türen von Mercedes –, der versteht. Das arglose, kragenlose Fitzelchen Stoff ist mit der Botschaft gefüttert: «Wer mich trägt, der darf mutlos sein, denn er besitzt Geld.»

Karl Lagerfeld, 1983 angetreten, Chancels Mode mit einem Update zu versehen, ist von der Verheissung mit Ärmeln mindestens so besessen, wie Madame es war. Und wie wenn es dazu noch eines Beweises bedurft hätte, zollt er nun dem kurzen Kleinen mit einem Bildband Tribut: «Little Black Jacket» heisst das *coffee-table book* zum Jäckchen. Und welches Jäckchen kann schon von sich behaupten, dass es auch zwischen zwei Buchdeckeln eine gute Figur macht?

Lagerfeld selbst hat dazu mehr als hundert Persönlichkeiten in dem kastenförmigen Schwarzen fotografiert: internationale Models, Designer, Künstler, Sarah Jessica Parker, die es wie einen Kopfschmuck trägt, die Fürsten-Enkelin mit den Grace-Kelly-Genen, Charlotte Casiraghi, die mehr an ihren Schuhen interessiert scheint als an der geschulterten Legende, Karls Joppe.

Doch das Jäckchen scheint nicht nur in Buchform anziehend zu sein! In Berlin macht zurzeit die Wanderausstellung des Bandes zum Jackett halt, und zwar in einem U-Bahn-Schacht unter dem Potsdamer Platz. Die Schau im Dunkeln ist in Szene gesetzt von Lagerfeld persönlich und von der Pariser Stil-Ikone Carine Roitfeld, früher Chefän der französischen *Vogue*. Wer für Chancels Tiefgang eine höhere Bedeutung sucht, der sucht besser nach einem Weihnachtsgeschenk – oder redet sich andernfalls um Kopf und Kragen.

Carine Roitfeld, Karl Lagerfeld: The Little Black Jacket. Steidl-Verlag, 232 S., Fr. 104.90. Ausstellung in Berlin bis 14. Dezember.

Am Schluss gibt's Kollekte

Sie füllen Säle und sind das politische Sprachrohr der urbanen Linken: die Helden der Schweizer Provinzliteratur Pedro Lenz, Guy Krneta und Gerhard Meister. Von Rico Bandle und Daniel Tischler (Bild)

Bevor die Lesung losgeht, macht der Veranstalter noch Werbung in eigener Sache: Man solle doch am Sonntag an den Winterbasar kommen, dort gebe es selbstgebastelte Adventskränze zu kaufen. Und nach der Lesung gebe es eine Kollekte, er bitte die Gäste, die Körbchen möglichst nicht mit schwerem Münz zu belasten, sondern gleich zu einem Nötli zu greifen.

Beitenwil, ein Dorfteil von Rubigen, unweit der Stadt Bern: Der Saal des Humanus-Hauses, eines sozialtherapeutischen Heims mit Behindertenwerkstatt, ist bis auf den letzten Platz gefüllt – nichts Aussergewöhnliches beim 14-köpfigen Literaturkollektiv Bern ist überall. Zumal, wenn es durch drei seiner wichtigsten Vertreter repräsentiert wird: Pedro Lenz, der erfolgreichste Mundartautor des Landes, Guy Krneta, der vor allem durch sein politisches Engagement in der Gruppe Kunst und Politik bekannt geworden ist, und Gerhard Meister, der einst mit dem kabarettistischen Duo Geholten Stühle den Salzburger Stier gewonnen hat. Gemäss Programm erwartet das Publikum ein «sprachlicher Reigen mit Geschichten aus dem Alltag, skurrilen Kurzepen und schräger Lyrik».

Die drei Autoren reihen sich der Grösse nach vor ihren Mikrofonen auf und legen sofort los. In rasantem Berndeutsch tragen sie liebevolle Kurzgeschichten mit allerlei Seltsamkeiten vor: Da ist ein reich gewordener Bratwurstjoghurt-Erfinder, ein «Welt-Glace», bei dem die Schweiz weggeleckt wird und das Matterhorn in der Zunge steckenbleibt, oder eine Badewanne auf der Wiese, über deren Zweck gerätselt wird. Das Publikum, bestehend aus Heimbewohnern und Gästen aus dem Dorf, lacht viel, oft schon bereits bevor die erste Pointe fällt; allein der Rhythmus, die Sprache, die Gesten der Autoren reichen, um für Heiterkeit zu sorgen.

Immer schön DRS-1-tauglich

Vor zwanzig Jahren noch füllten Journalisten unzählige Zeitungs- und Magazinseiten mit der Frage, weshalb der Mundartrock ausgerechnet in Bern zur Blüte kam. Heute könnte man dasselbe mit den Literaten machen: Bei den Mundartdichtern ist Berndeutsch die Standardsprache. Wobei die Voraussetzungen nicht ganz dieselben sind: Holte der Mundartrock-Pionier Polo Hofer die grosse, weite Welt des Rock 'n' Roll von den USA in die

Schweiz, so schauen die Mundartliteraten kaum über den eigenen Gartenzaun. Man betreibt eine Art Schrebergartenpoesie: putzig, heiter, auf den kleinbürgerlichen Alltag bezogen und immer schön DRS-1-tauglich. Bemerkenswert ist allerdings, dass keiner der drei Dichter auf der Bühne seinem Kanton treugeblieben ist: Pedro Lenz wohnt mittlerweile in Olten, Guy Krneta in Basel, Gerhard Meister in Zürich.

Krneta und Lenz sind Dauergäste in DRS-1-Sendungen wie «Morgengeschichte» oder «Schnabelweid», in denen vorzugsweise kleine Beobachtungen aus dem Leben mittelländischer Hüsli-Besitzer erzählt werden – diese machen mutmasslich auch einen Grossteil ihres Publikums aus. Auf Stadttheaterbühnen sind sie dann etwas politischer, schreiben Stücke darüber, wie es wäre, wenn in der Schweiz ein Atomkraftwerk hochgehen würde (Gerhard Meister), oder wärmen einmal mehr die Fichenaffäre auf (Guy Krneta). Und abseits der literarischen Bühne, da haut man auch mal richtig auf den Putz, gegen die Ausschaffungsinitiative oder die «unmenschliche» Behandlung von Flüchtlingen.

Oft arbeitet man im Kollektiv, politische Abweichler gibt es da nicht, vor allem Guy Krneta, der auf der Bühne einen so sanftmütigen Eindruck macht, ist in dieser Hinsicht restriktiv. Das zeigte sich zum Beispiel bei einer Aktion gegen die Ausschaffungsinitiative der von ihm mit initiierten Gruppe Kunst und Politik. Jene Künstler, die den moderateren Gegenvorschlag unterstützten, durften nicht mitmachen. Diese minimale Meinungsvielfalt war der Gruppe schon zu viel.

Sehnsucht nach der Miniatur-Schweiz

Pedro Lenz äusserte sich kürzlich in einem Interview zur Stimmung in der Schweiz. Von der lustvollen Beobachtungsgabe, seiner Liebe zu Land und Leuten, die seine Texte ausmachen, war da nicht viel zu spüren. Stattdessen zeichnete er ein apokalyptisch anmutendes Bild des Landes und seiner Bewohner: Gratiszeitungen machten uns dümmer, die Menschen hätten sich entsolidarisiert, die Leute würden nur noch über das Geld reden. Mit anderen Worten: Alles entwickelt sich zum Schlechten.

Autoren wie Krneta, Lenz oder auch ein Raphael Urweider, der kürzlich zum Präsidenten des Schweizer Autorenverbandes gewählt worden ist, repräsentieren zwar nicht das ge-



Allerlei Seltsamkeiten: Lenz (stehend), Meister

samte hiesige literarische Schaffen: Durch ihre vielen öffentlichen Auftritte prägen sie aber die Wahrnehmung der Schweizer Literatur. Sie verkörpern einen Typus von Intellektuellen mit einer starken Hingabe zur Miniatur-Schweiz, zu einem Land, das noch überschaubar ist und in dem alles seine altbewährte Ordnung hat. Im gleichen Atemzug will man



(z.v.r.), Krneta (r.) im bernischen Rubigen.

aber weltoffen und fortschrittlich sein. Diese Haltung wirkt bei politischen Äusserungen eher kleingeistig, bei den literarischen Texten hat sie durchaus ihren Reiz: vor allem, wenn jene erfrischende Verschrobenheit und Selbstironie zutage kommt, die einen Literaturanlass wie jenen in Beitenwil zu einem kurzweiligen Vergnügen macht.

«Es gehört immer alles genau dorthin, wo es hingehört», sagt Pedro Lenz in einem wunderbaren Kindergedicht, bei dem es um Ordnung geht und darum, dass viele Dinge so sind, wie sie sind, weil sie schon immer so waren. Der grosse, schlaksige Autor trägt es so vor, dass sich jeder angesprochen fühlt, sich wiedererkennt, ganz in der Tradition eines Peter Bichsel, nur schneller, gereimt und für die Bühne zurechtgetrimmt, im Fachjargon Spoken Word genannt.

«Es gehört immer alles genau dorthin, wo es hingehört», das könnte man auch als Parabel auffassen für diese so anpassungsfähigen Literaten, die vor jedem Auftritt entsprechend dem Publikum ihr Programm neu zusammstellen. Und so kriegen sie es hin, dass sie in Beitenwil vor einem Publikum mit zum Teil geistig behinderten Menschen ebenso gut ankommen wie im sozial und politisch völlig anders zusammengesetzten städtischen Umfeld.

Sensationeller Erfolg

Nicht nur was die körperliche Grösse anbelangt, ist Pedro Lenz der unangefochtene Überflieger der Szene: Mit seinem Sprachrhythmus, der Intensität der Texte, dem immer leicht ins Absurde abdriftenden Humor überragt er all die anderen Mundartdichter, so

Eine Art Schrebergartenpoesie: putzig, heiter, auf den kleinbürgerlichen Alltag bezogen.

sehr sie sich auch an seinen Stil anzulehnen versuchen. Sein Roman «Der Goali bin ig» hat sich mehr als 15 000 Mal verkauft – eine Sensation für ein Mundartbuch. Drei- bis viermal in der Woche steht er irgendwo in der Schweiz auf der Bühne – und er ist es denn auch, der nach der Lesung in Beitenwil am meisten umschwärmt wird. Die drei Autoren setzen sich am Ende nicht wie sonst üblich gelangweilt an einen Signiertisch, sondern mischen sich für einen Schwatz unter die Leute, dazu gibt's Apfelsaft und Kuchen. Einige Gäste helfen die Stühle im Saal zusammenzuräumen.

Im Kollektorkorb liegen tatsächlich einige *Nötli*. Als Besucher verlässt man Beitenwil mit dem wohligen Gefühl, an einem Anlass gewesen zu sein, an dem noch alles seine Richtigkeit hat – und der sich bestens eignen würde als Motiv für einen leicht verschrobenen Mundarttext von Bern ist überall.

Informationen zum Programm auf:
www.bernistueberall.ch

Jazz

All About Dave

Von Peter Rüedi

Amerikaner gehen mit der Verleihung des Titels «Renaissance Man» freigebig um. Wenn der Saxofonist Dave Liebman so genannt wird, meint das nicht das interdisziplinäre Genie eines Leonardo oder auch nur eines Friedrich Dürrenmatt. Innerhalb seiner Disziplin aber, des Jazz, ist Liebman über eine vierzigjährige Karriere tatsächlich ein so vielseitiger, in allen seit den sechziger Jahren erfundenen (oder gefundenen) Spiel- und Stilformen gewandter Improvisator, dass man den Superlativ schon verstehen kann.

Geprägt von der Musik des sogenannten zweiten Quintetts von Miles Davis (der Formation mit Wayne Shorter, Herbie Hancock, Tony Williams, Ron Carter) und der des «klassischen» Quartetts von John Coltrane (Liebman gehörte zur Band von Miles Davis ebenso wie zu der von Coltranes Drummer Elvin Jones), erweiterte er seine musikalische Stilistik hin zur freien Improvisation und zum Jazzrock, kappte aber nie die Nabelschnur zu seinen Ursprüngen. Er arbeitete viel mit europäischen Musikern, engagierte sich im Bereich der Ausbildung, leitete zusammen mit seinem Jugendfreund, dem Pianisten Richie Beirach, 1981–1991 die Formation Quest, eines der Reserverate eines ebenso traditionsbezogen swingenden wie emanzipierten Interplay. Jetzt ist nicht nur seine Autobiografie in Gesprächsform (mit dem Pianisten Lewis Porter) erschienen («What It Is»), sondern gleich eine Triole von neuen CDs.

Das wiederbelebte Quartett Quest widmet sich der Musik des genannten Quintetts von Miles, indem es zumal Shorters vertrackte Erfindungen ungemein locker vom Kopf auf die Füsse stellt (am Bass: Ron McClure, am Schlagzeug Billy Hart). Eine etwas wildere, sprich «freiere» Musik kommt vom Quintett mit Porter, Marc Ribot an der Gitarre, Brad Jones am Bass und Chad Taylor am Schlagzeug. Und einer wunderbaren Live-Scheibe der Basler Brüder Arbenz (Vein) setzt Liebman, nicht nur in zwei Gershwin-Standards, Glanzlichter auf. Überhaupt ist der vital altersweise Liebman in den balladesken Passagen (und zumal am Sopran) auf dem obersten Gipfel seiner Kunst.



Quest plays the Music of Miles' 60's: Circular Dreaming. Enja ENJ-9594-2
Dave Liebman, Lewis Porter, Marc Ribot, Brad Jones, Chad Taylor: Surreality. Enja 7727-2
Vein feat. Dave Liebman: Lemuria Live. Unit UTR 4384

Top 10

Knorr's Liste

1	Argo	★★★★★
	Regie: Ben Affleck	
2	Amour	★★★★★
	Regie: Michael Haneke	
3	Killing Them Softly	★★★★☆
	Regie: Andrew Dominik	
4	Skyfall	★★★★☆
	Regie: Sam Mendes	
5	Lore	★★★★☆
	Regie: Cate Shortland	
6	Dans la maison	★★★★☆
	Regie: François Ozon	
7	More than Honey	★★★★☆
	Regie: Markus Imhoof	
8	Arbitrage	★★★★☆
	Regie: Nicholas Jarecki	
9	Here Comes the Boom	★★★☆☆
	Regie: Frank Coraci	
10	The Perks of Being a Wallflower	★★★☆☆
	Regie: Stephen Chbosky	

Kinozuschauer

1 (-)	Twilight Saga: Breaking Dawn 2	94394
	Regie: Bill Condon	
2 (1)	Skyfall	66812
	Regie: Sam Mendes	
3 (3)	More than Honey	8725
	Regie: Markus Imhoof	
4 (-)	Here Comes the Boom	8010
	Regie: Frank Coraci	
5 (6)	Tinker Bell: Secret of the Wings	6037
	Regie: Bobs Gannaway	
6 (5)	Argo	5948
	Regie: Ben Affleck	
7 (4)	Killing Them Softly	5674
	Regie: Andrew Dominik	
8 (7)	Madagascar 3 (3-D)	4115
	Regie: Eric Darnell	
9 (8)	Hotel Transylvania (3-D)	3692
	Regie: Genndy Tartakovsky	
10 (-)	I, Anna	2332
	Regie: Barnaby Southcombe	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Merida – Legende der Highlands (Disney)
2 (1)	Ice Age 4 (Fox)
3 (-)	Prometheus (Fox)
4 (2)	The Amazing Spider-Man (Sony)
5 (3)	Intouchables (TBA)
6 (4)	Street Dance 2 (Impuls)
7 (-)	Act of Valor (Ascot Elite)
8 (-)	Das Verm. der Wanderhure (Rainbow)
9 (7)	Snow White and the Huntsm. (Universal)
10 (6)	LOL (Impuls)

Quelle: Media Control

Kino

Mobilmania-Zirkus

Der Drei-Stunden-Film «Cloud Atlas», mit Tom Hanks und Halle Berry international besetzt, ist grosses Kino made in Germany.
Von Wolfram Knorr

Verleger Cavendish hält «Rückblenden, vorausgreifende Andeutungen und raffinierte Kunstgriffe» für überholt: «Sie gehören wie Examensarbeiten über Postmoderne oder Chaostheorie in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts.» Im Gegensatz zu Adam Ewing, einem Notar aus dem 19. Jahrhundert, Robert Frobisher, einem Komponisten aus den dreissiger Jahren, der Journalistin Luisa Rey aus den Siebzigern, einer Replikantin aus ferner Zukunft und einem Hirten aus noch fernerer Zukunft ist Cavendish aus der Gegenwart – aber nicht das Alter Ego von David Mitchell. Denn der Autor des imposanten und hochgelobten Epochenreigens «Cloud Atlas» ist ein gerissener Meister szenischer Effekte, der alle Register zieht, um sein Monstrum zum betörenden Rauschmittel zu machen. Wohl deshalb wurde behauptet, sein Opus sei unverfilmbar.

Zu riskant für Hollywood

Ist natürlich Unsinn; gerade in Mitchells Jahrhundert-Schaustellerei lauert grosses Kino, und die Gipfelstürmer Lana und Andy Wachowski («Matrix»), Reinhold Messners des Gewerbes, griffen sofort zu, gemeinsam mit dem Deutschen Tom Tykwer («Lola rennt»). Weil's den Hollywoodianern zu riskant war, gingen deutsche Produzenten das Wagnis ein und besetzten die Filmrollen international: Tom Hanks, Halle Berry, Susan Sarandon, Hugh Grant etc. Ein Mammutprojekt für deutsche Verhältnisse, das erstmals die ungeheure Summe von hundert Millionen Euro kostete!

Nur, so kühn und neuartig, wie die Kritik behauptet (und das Filmprojekt damit zum Wagnis erhob), ist Mitchells Roman nun auch nicht. Ende des 19. Jahrhunderts schickte H. G. Wells einen Zeitreisenden vorwärts und rückwärts durch die Geschichte, und in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts spielte John Dos Passos in seiner «USA»-Trilogie mit mehreren nebeneinander laufenden Geschichten und verschiedenen Prosaformen. Mitchell vermengt einfach alles: das Vagabundieren durch die Zeiten, simultane Handlungen und verschiedene Erzählstile. In der Computer-Ära nichts Neues. Die Vernetzung macht alles



Virtuosität und Bilderfülle: «Cloud Atlas».

möglich und alles gegenwärtig; «Cloud Atlas» ist nomadisierendes Erzählen. Und Kino allemal.

Die Mobilmania beginnt Mitte des 19. Jahrhunderts auf einem Schiff. Notar Adam Ewing, auf dem Weg zurück nach San Francisco, vertraut seine Zweifel an der grassierenden Sklaverei seinem Tagebuch an. 1936 kommt der ehrgeizige Musiker Robert Frobisher an das Tagebuch heran und berichtet seinem Geliebten Rufus Sixsmith darüber. Beim Komponisten Vyvyan Ayrs findet er eine Anstellung und komponiert, inspiriert von Ewings Tagebuch, sein Meisterwerk «Cloud Atlas Sextet». 1975 erhält die Journalistin Luisa Rey vom alten Sixsmith nicht nur die Briefe Frobishers, sondern auch Infos über

So kühn und neuartig, wie die Kritik behauptet, ist Mitchells Roman nun auch wieder nicht.

einen Atomskandal. Das Unternehmen setzt den Killer Bill Smoke auf Luisa Rey an.

2012 präsentiert der Verleger Timothy Cavendish den Roman von Dermot Hoggins, der die Atomkraftwerks-Intrige verarbeitet. Als Hoggins einen Starkritiker von einem Hochhaus in die Tiefe schmeisst, wird das Buch ein Hit. Cavendish verschuldet sich, wird von den Brüdern des inhaftierten Autors bedroht, worauf Cavendishs Bruder ihn in ein Irrenhaus sperren lässt. 2144 versucht die Replikantin Sonmi-451 sich mit Hilfe eines Rebellen vom Joch des Totalitarismus zu befreien, und noch später ist die ganze Zivilisation wieder zu Bruch gegangen, der freie Wille aber bleibt gegen alle Hoffnungslosigkeit bestehen. Der Roman endet wieder mit dem Anfang, mit Ewing, der sich entschliesst, gegen die Sklaverei



Spiel mit den Erzählformen: Halle Berry, Hugo Weaving.

zu kämpfen. Sein Schwiegervater spottet, das sei nur «ein Tropfen in einem grenzenlosen Ozean». «Was aber», antwortet Adam, «ist ein Ozean anderes als eine Vielzahl von Tropfen?»

Hang zum philosophischen Tiefsinn

Mitchell spielt mit Erzählformen, vom Tagebuch über den Briefroman und das Interview bis zum inneren Monolog; das Regie-Trio dafür mit Film-Genres, von Abenteuer über Krimi, Fantasy bis Science-Fiction. Als Äquivalent zu Mitchells Schicksals-Verknüpfungen mäandern Tom Hanks, Halle Berry, Hugh Grant, Susan Sarandon, Hugo Weaving, Ben Whishaw, Jim Broadbent und so weiter in verschiedenen Rollen und mit verschiedenen Masken durch die Epochen. So macht Tom Hanks, von einem üblen Raffzahn, der Adam Ewing zu vergiften versucht, über den Proll-Autor Hoggins bis zum Hirten Zachry, der in allerfernster Zukunft vom Überlebenswillen der Menschen erzählt, eine Entwicklung zum

Humanen durch. Halle Berry etwa spielt mehrere Rollen, von der Journalistin Luisa Rey bis zu einer weisshäutigen Jüdin. Das kollidiert manchmal gefährlich mit dem Faschnachtsmasken-Jux, nach dem Feix-Motto: «Na, hast du mich erkannt?»

Wer die Vorlage nicht kennt, braucht vielleicht ein wenig Zeit, bis er sich im Ensemble der dreistündigen Epochen-Parzellierung zurechtgefunden hat, dann aber wird «Cloud Atlas» in seiner suggestiven Virtuosität und Bilderfülle zum kurzweiligen Vergnügen; auch wenn die Wachowskis mit ihrem Hang zum philosophischen Tiefsinn – freier Wille, Seelenwanderung und schicksalspsychologisches Gewese à la Leopold Szondi – ihr zirzensisches Menschheits-Kaleidoskop gelegentlich überstrapazieren. Die Darsteller haben sichtlich Gefallen an ihren vielen Rollen, und mit den Kostüm- und Maskenexzessen wird der Film zur Revue aufgetakelt. So viel Spielfreude steckt an. Das ist Kintopp pur. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Was heisst «Kultfilm» eigentlich? Bevor einer ins Kino kommt, wird er schon als Kultfilm bezeichnet. H. G., Zürich



Der Begriff «Kultfilm» wird längst missbraucht. Ursprünglich bezog er sich auf Filme, die Minderheiten verehren. Der Kultfilm galt als Abgrenzung von aufgedonnerten Produktionen. Der Kult-Klassiker «Casablanca» war anfänglich ein Flop. Heute ist der Begriff reine PR, mehrheitlich für Schräges. Quentin Tarantino gilt als schräg, weshalb

jeder Film von ihm gleich als Kultfilm angepriesen wird. Kultfilme beziehen sich nicht auf Qualität, sondern gehen aus einer besonderen Liebe zum Objekt hervor (Kult kommt von *cultus* = Verehrung). Susan Sontag hat mal einen brillanten Essay darüber geschrieben («Anmerkungen zu <Camp>») und spricht von einer reinen Erlebnisweise, einem Faible für «Unnatürliches», Übertriebenes. Heute wird (leider) nur noch übertrieben.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Die Entzauberung der Esoteriker

Von Christoph Landolt

Wenn der «Kassensturz» testet, wird es selten richtig dramatisch: Ob provenzalische Kräutermischungen, Büchsen-Pelati oder vegetarischer Fleischersatz – die Tester finden hier mal einen Hauch Estragon zu viel, da mal eine mehlig Konsistenz oder dort einen Salzgehalt, der um 0,3 Gramm über dem von der WHO empfohlenen Wert liegt. Man muss eine gehörige Portion Empörungsfähigkeit aufbringen, um sich über solche Missstände aufregen zu können. Es scheint, als ob der «Kassensturz» (gegründet 1974 von Roger Schwinski!) das Schicksal der anderen Institutionen des Konsumentenschutzes teilen würde. Auch *K-Tipp*, *Saldo* oder die Stiftung für Konsumentenschutz leiden darunter, dass die Produktqualität hoch und die wirklichen Skandale rar geworden sind.

Es gibt aber eine Branche, die sich bisher keine kritischen Tests gefallen lassen musste: Die Esoterikindustrie. Dieser hat sich die «Kassensturz»-Redaktion dienstvollerweise angenommen. Die TV-Macher haben ein Preisgeld von 10 000 Franken ausgesetzt, das derjenige erhält, der seine behaupteten paranormalen Fähigkeiten unter Laborbedingungen nachweisen kann. Bereits versucht haben es: ein Pendelschwinger, der Wasser von Wasser unterscheiden will, das mit «Informationen aufgeladen» sein soll. Eine Tierkommunikatorin, die nach 45 Minuten Kommunikation mit einer Katze allerlei Beschwerden diagnostiziert hat, nicht aber, dass die Katze nur drei Beine hat. Eine Löffelbiegerin. Ein zweiter Pendelschwinger, der einen «MSF-Neutralisator» verkauft, mit dem ein Handy von «Elektrosmog» «entstört» werden soll. Ein Medium, das den Unterschied von Orangensaft und Bio-Orangensaft spüren will.

Sie sind – es ist nicht weiter erstaunlich – allesamt jämmerlich gescheitert. Ihnen dabei zuzuschauen, das ist grosses Gefühlskino: wie sie zuerst wichtig tun und ihre eigenen Zauberkräfte rühmen. Wie sie dann, nach dem Test, enttäuscht dastehen und um Erklärungen ringen. Der «Paranormalen-Test» des «Kassensturz» ist nicht nur ein Heidenspass, sondern Aufklärung in ihrem nobelsten Sinn.

Kassensturz: Dienstag, 21.05 Uhr, SF 1

Tout-Zürichberg

Viel Frauenpower am «Ladies' Lunch» und grosser Zirkus am Jubiläum eines KMU. Von *Hildegard Schwaninger*



Von *Frauen für Frauen*: Unternehmerin Carolina Müller-Möhl.

Die Brigade des «Baur au Lac», angeführt von Food-and-Beverage-Manager **Christian von Rechenberg**, und der Gastronom **Michel Péclard**, der als grosse Ausnahmerecheinung an diesem Damenlunch dabei sein durfte, waren die einzigen anwesenden Männer und erlebten einmal, was Frauenpower ist. Zum 13. Mal fand der traditionelle «Ladies' Lunch» statt, organisiert von Frauen für Frauen, um bedürftige Kinder zu unterstützen. Im Ehrenkomitee sind die Ärztin **Brida von Castelberg** und die Unternehmerin **Carolina Müller-Möhl** (beide abwesend), die Arbeit machen die Frauen vom Vorstand: **Corinne Gautier**, **Connie Bodmer**, **Hélène Faggionato Knight**, **Isabelle Gut**, **Caroline Hammer**, **Lydia Mätzener**, **Chantal Senft**, **Marion van Lennep**. Freundinnen, Kolleginnen, Weggefährtinnen kommen, zahlen hundert Franken Eintritt, beweisen mit Geldspenden und ihrer Anwesenheit Solidarität. Kurz: Der ganze Zürichberg und die ganze Goldküste sind da.

Die hundert Franken für den Lunch werden zu hundert Prozent für karitative Zwecke verwendet. Mal war es der Verein *Espoir*, mal das Schlupfhuus, diesmal ist es die *Sternschnuppe*, eine Organisation, die kranken und behinderten Kindern Wünsche erfüllt. Die «Sternschnuppe» durfte 45 000 Franken in Empfang nehmen. Das «Baur au Lac» sponsert grosszügig, indem es den Veranstalterinnen für den

Lunch nur 65 Franken berechnet, diese werden von den Sponsoren bezahlt: **Knight Vinke** und **Lombard Odier**, die natürlich verschlüsselte Verbindungen zu den Vorstands-Ladys haben. Wenn ein Sponsor ausfällt, packen die Damen selber an. So musste **Christian Felix**, der immer tatkräftig half und den Blumenschmuck lieferte, wegen anderer Verpflichtungen erstmals passen, also standen die Frauen schon um halb neun im «Baur au Lac», um in Halle und Petit Palais (wo die geschlossene Gesellschaft «Ladies' Lunch» stattfindet) die



Solidarität: Ärztin Brida von Castelberg.

Tische zu schmücken. Die Confiserie **Honold** spendierte Pralinés mit Weihnachtsgeschmack für jede der 260 Damen. 2300 Einladungen wurden verschickt, über zehn Prozent der

Geladenen kamen, ein gutes Ergebnis. Alle waren zufrieden – man sieht sich wieder beim nächsten «Ladies' Lunch» im Mai. Warum war **Michel Péclard** eigentlich da? Weil er verwandt ist mit **Connie Bodmer**. Helfen ist ein Privileg, und so hat auch Péclard Pläne, Gutes zu tun. Er möchte im Iran, wo seine Ex-Frau herkommt, ein Waisenhaus errichten. «Meine Söhne sind halbe Iraner, sprechen die Sprache. Es ist gut für meine Söhne, wenn sie sehen, dass es Menschen gibt, die nicht so privilegiert sind wie wir.»

Ein Anlass, wo es keine mit Glanz und Glamour gespickte Gästeliste gab, dafür viel Spass und echte Freude: Die Firma **Schibli Elektrotechnik** feierte ihr 75-Jahr-Jubiläum, und alle 440 Mitarbeiter wurden (mit Partner) in den **Circus Conelli** eingeladen. Kunden, Geschäftsfreunde und Lieferanten dito. Fröhliches Betriebsfest eines soliden Schweizer KMU! Seniorchef **Hans Jörg Schibli** (er trug zur Feier des Tages einen weissen Smoking) hat das Unternehmen von seinem Onkel übernommen, heute ist sein Sohn **Jan Schibli** der Chef, der stolz seine Frau **Lisa** und die drei Kinder vorstellte. **Jan Schiblis** drei Schwestern waren auch da, und unter den Mitarbeitern strahlte eine Frau, die seit fünfzig Jahren im Geschäft ist. Die **Schiblis**, alteingesessene Handwerker in einer sich rasant verändernden Branche, sind gute Steuerzahler und bilden



Zwischen den Schiblis: Hutter, Gut, Kägi, Türler.

junge Menschen aus, geben ihnen interessante Arbeit und ein gutes Auskommen.

So gab sich auch Politprominenz die Ehre. In der ersten Reihe im Zirkuszelt: die Regierungsräte **Ursula Gut** und **Markus Kägi**, Nationalrat **Markus Hutter** und Stadtrat **Andres Türler**, der als Vorsteher der Industriellen Betriebe eine Grussbotschaft überbrachte. **Jan Schibli**, der ein beliebter Chef sein muss (er bekam sehr viel Applaus), ist optimistisch für seine Firma: «Vielleicht feiern wir 2037 das 100-Jahr-Jubiläum im grossen Zelt des **Circus Knie**.»

Im Internet

www.schwanagerpost.com



Mein Kabinett

Unser Kolumnist fährt nach Berlin, in einen Laden, wie es ihn in der Schweiz nicht gibt. Und er prüft das neuste Hotel. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Berlin. In Andreas Murkudis' Concept-Store fand «Le Cabinet de Curiosités» statt. Das war ein Satz mit Erklärungsbedarf, sogar für Leser dieser Spalte. «Der Begriff Concept-Store bezeichnet einen Laden mit einer ungewöhnlichen, meist hochwertigen Kombination von Sortimenten und Marken» (Wikipedia). Bei «Le Cabinet de Curiosités» handelt es sich um eine Ansammlung von Gegenständen, um bestes handwerkliches Können aus Mode, Möbeldesign, Fotografie, Literatur und Kunst zu feiern (Text aus dem Katalog); mit dem Verantwortlichen, Thomas Erber, einem ehemaligen Journalisten aus Paris, bin ich bekannt, seit ich mir «Le Cabinet» vergangenes Jahr in London zum ersten Mal angeschaut habe.

In Zürich respektive der Schweiz gibt es, in meinen Augen, keinen richtigen Concept-Store. Das ist im Grunde schade, weil man als Kunde nichts haben kann gegen Läden mit ungewöhnlicher, meist hochwertiger Kombination von Sortimenten und Marken, nicht wahr? Einer der Gründe, weshalb es keine solchen gibt, ist wahrscheinlich der weltrekordhohe Preis, den man in Zürich zahlen muss für Lokale, die einigermaßen gut liegen. Die Mieten dafür sind in Berlin natürlich viel niedriger. Komischerweise gibt es in Mailand («10 Corso Como»), Paris («Colette») oder London («Dover Street Market») richtige Concept-Stores, und dort sind Verkaufsflächen fast so teuer wie in Zürich beziehungsweise gleich teuer bis teurer (London). Ihr Kolumnist weiss also auch nicht, woran es liegt, um ehrlich zu

sein (vielleicht an den Kunden – man bekommt immer das, was man verdient, ist bei Einkaufsgeschäften ebenfalls so).

Der Concept-Store von Murkudis – einem Deutschen griechischer Abstammung – liegt in einer ehemaligen Zeitungsdruckerei (von *Der Tagesspiegel*), in einem Hof an der Potsdamer Strasse, und ist fast so gross wie ein Fussballfeld. Man bekommt dort Kleidung (etwa von Johnstons of Elgin [since 1797]; MvH hat einen hellbraunen Wollpullover mit V-Ausschnitt gekauft, er empfiehlt die Marke), Möbel (zum Beispiel von E15) oder Figuren et cetera der Porzellan-Manufaktur Nymphenburg. Jetzt zu dem «Cabinet de Curiosités»: Es besteht aus rund vierzig Gegenständen von ebenso vielen Anbietern, die dafür in niedriger Auflage (zum Teil bloss ein Stück) hergestellt wurden. Besonders gefallen haben/aufgefallen sind Ihrem Kolumnisten ein von Hand gestrickter Pullover aus 1,2 Kilogramm Kaschmir von Neri Firenze, ein Regenschirm aus Barenia-Kalbsleder (Griff mit Kroko überzogen) von La Contrie sowie ein fünf Meter hohes Tipi (Indianerzelt), von Hand genäht aus zehn Büffelhäuten (der Raum, in dem sich der Concept-Store befindet, ist nicht bloss gross, er ist auch hoch). Die Gegenstände sind bis zirka Mitte Januar noch zu sehen (und zu kaufen).

Weitere besondere Vorkommnisse: Ein Gast, der mir begegnete, sah aus wie Wim Wenders, den ich einmal befragte (im Jahr 2005), bloss kleiner, fand ich – es war Wilhelm Ernst «Wim» Wenders (so wenig kann man sich auf sein Erinnerungsvermögen verlassen, in einem so hohen Raum wenigstens). Und dann fiel noch ein Mann auf, gekleidet wie ein Lama (bloss mit Turnschuhen statt Sandalen oder so). Es war der spirituelle Coach von Thomas Erber, dem «Cabinet de Curiosités»-Kurator sowie ehemaligen Journalisten, und so ein Tibeter ist irgendwie schwer zu überbieten im Gefolge, finde ich.

Die gute Nachricht aus Berlin: In der Stadt, in der es schon zu viele Hotels gibt (und wo immer noch mehr neue öffnen), gibt es ein neues Hotel, das es so in seiner Art noch nicht gab. Es heisst «Das Stue», und der Name ist eigentlich das Einzige, was nicht so gut herauskam, von mir aus gesehen (*stue* heisst Wohnzimmer auf Dänisch; in dem Haus von 1930 im, nicht am Tiergarten befand sich anfänglich die königliche dänische Botschaft). Darum hat man nicht das Gefühl, in ein Hotel zu treten, sondern in das Haus von Leuten (Milliardären), die man kennt und deren Gast man ist (ich war Gast des «Cabinet de Curiosités»-Verantwortlichen). Die Bar sieht aus wie ein Wohnzimmer (weil sie in einem Wohnzimmer ist). Das Frühstücks- sowie *casual*-Restaurant ist in der Bibliothek und so weiter. Wenn man aus dem Zimmer schaut, bemerkt man die Strausse im Zoo. Ich empfehle Zimmer 404, auf der anderen Seite (Blick über einen Park, ohne Strausse).

Gesellschaft

Kalte Krieger

**Von Beatrice Schlag —
Nordkoreaner statt Chinesen:
Hollywood bastelt sich Feinde.**

In der vergangenen Woche lief in den USA ein Remake von «Red Dawn» an, dem Film von 1984, an den sich vermutlich in Europa nur noch wenige entsinnen. Zur Erinnerung:



Es war die Zeit des Kalten Krieges. Präsident Ronald Reagan kämpfte gegen das Reich des Bösen. Die Kino-Invasion einer sowjetisch-kubanischen Koalitionstruppe in amerikanisches Territorium war strategisch ein undenkbarer Blödsinn, aber er funktionierte auf der Leinwand, wo Logik bekanntlich kein Erfordernis ist. Wenn die Geschichte spannend ist, glauben wir auch zwei Stunden lang an blutsaugende, ausserirdische Zombies.

Was man den Zuschauern im 21. Jahrhundert hingegen nicht mehr verkaufen kann, ist ein aktueller Kalter Krieg. Die Drehbuchautoren der letzten James-Bond-Filme kämpften alle mit dem gleichen Problem: Wie erfindet man glaubwürdige Bösewichte, deren Bekämpfung den Einsatz des britischen Geheimdienstes erfordert? Die Macher der Neuversion von «Red Dawn» entschieden sich für eine chinesische Invasion der USA. Das scheint zwar wenig plausibel. Aber die Angst der Amerikaner, von China als Supermacht ausgehebelt zu werden, ist real.

Trotzdem kam der Film, der bereits vor zwei Jahren fertiggestellt wurde, nicht in die Kinos. Über die Gründe gibt es unterschiedliche Spekulationen. Ob die Chinesen tatsächlich zu verstehen gaben, dass sie einen Film, in dem sie als Invasoren dargestellt werden, nicht schätzen würden, oder ob das Studio fürchtete, den chinesischen Zuschauermarkt zu verärgern, ist umstritten. Tatsache ist, dass die Chinesen in der Nachbearbeitung aus dem Film verschwanden und digital durch Nordkoreaner ersetzt wurden.

Nordkoreas Bevölkerung, weitgehend verarmt, zählt knapp 25 Millionen Menschen, die der USA 313 Millionen. Das nordkoreanische Bruttoinlandprodukt entspricht etwa dem von North Dakota. Das Einzige, was Nordkoreaner Hollywood-tauglich macht, ist, dass man sie nicht verärgern kann, wenn man sie als Invasoren zeigt, weil sie eh schon seit Jahrzehnten verärgert sind.

Stählern wie James Bond

Von Jürg Zbinden

1 — Die «Le Mans» der Marke Maurice de Mauriac, ein Chronometer made in Zurich, reguliert im eigenen Atelier, ist in drei Grössen erhältlich: 39 mm, 43 mm oder 45 mm. Wasserdicht bis 100 m, mit beidseitig entspiegeltem Saphirglas und Sichtboden, Kaliber ETA 7750. Diverse Upgrades sind möglich; Wunschzahlen 1 bis 99 auf Anfrage. Basisausführung ab Fr. 2750.-. Atelier Maurice de Mauriac, Tödistrasse 48, Zürich.

2 — In «Skyfall» entschied sich James Bond für den «Omega Seamaster Planet Ocean 600 m Co-Axial Chronometer» aus Edelstahl mit Edelstahlarmband, dessen Designmerkmale in direkter Verbindung zu den klassischen «Seamaster»-Modellen der 1950er Jahre stehen. Anders verhält es sich beim Innenleben: Die Uhr wird vom Omega-Co-Axial-Kaliber 8500 angetrieben, dessen Co-Axial-Hemmung und freie Unruh-Spiralfeder nicht nur für Langlebigkeit hinsichtlich Beständigkeit und Präzision sorgen, sondern auch den Wartungsbedarf deutlich verringern. Vier Jahre Garantie. Fr. 5900.-.

3 — Die 1832 in Saint-Imier im Berner Jura gegründete Schweizer Uhrenmarke blickt auf eine lange Tradition zurück, die von der Eleganz ihrer Zeitmesser geprägt ist. Der Chronograf «The Longines Avigation Watch Type A-7» ist denn auch von der Geschichte des Uhrenhauses und seiner engen Verbindung mit der Welt der Fliegerei inspiriert. Die in diesem Bereich entscheidenden Qualitäten wie Höchstleistung, Präzision und Zuverlässigkeit zeichnen auch dieses Ausnahmemodell aus, das mit einem exklusiv für Longines entwickelten Einzylinder-Chronografen mit Säulenrad ausgestattet ist. Das charakteristische Design dieses Zeitmessers mit seinem imposanten Durchmesser und dem nach rechts gekippten Zifferblatt überzeugt rundum. Fr. 4500.-.

4 — Die neue «Gc Classica Automatic» verbindet technische Feinheiten mit elegantem Design. Dank einer halbmondförmigen Öffnung zwischen sieben und elf Uhr ist das Herz der Uhr auch durch das Zifferblatt sichtbar. Je nach Modell wird das 316L-Edelstahlgehäuse von einem Lederarmband oder von einem Armband aus Edelstahl ergänzt. Wasserdicht bis 100 m, mit kratzfestem Saphirglas. Durchmesser: 42 mm. Empfohlener Verkaufspreis: Fr. 990.-. Seit Mitte November im Fachhandel.



Die vier Eidgenossen

Von *Andreas Thiel* — Wie die Demokratie zu einer Sozialdemokratie wurde.

Tell: Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern ...

Marx: Ein einzig Volk von Genossen.

Melchtal: Wer bist denn du?

Marx: Ich bin der Marx Karl aus Brüssel.

Stauffacher: Wie heisst der Stand, den du vertrittst? Brüssel?

Marx: Nein, ich bin Internationalist.

Melchtal: Meinetwegen. Bei uns sind sowieso alle gleich. Das ist der Tell Willi aus Uri, das ist der Stauffacher Werner aus Schwyz, und ich bin der Melchtal Arnold aus Unterwalden. Sind wir uns also einig?

Tell: Ja, wir vertreiben die Vögte und schleifen die Burgen!

Marx: Und dann kümmern wir uns um die Dummen.

Stauffacher: Welche Dummen?

Marx: Alle Anderen. Jemand muss sich doch nachher um die kümmern.

Stauffacher: Wer muss sich um wen kümmern?

Marx: Wenn die Dummen nicht mehr von den Vögten unterdrückt werden, dann müssen wir uns um sie kümmern.

Melchtal: Wieso?

Marx: Weil wir die Gerechten sind.

Stauffacher: Wovon redet er?

Melchtal: Keine Ahnung, ich verstehe nur Bahnhof.

Stauffacher: Bahnhof? Was ist das?

Melchtal: Keine Ahnung.

Stauffacher: Du verstehst Bahnhof, ohne zu wissen, was das ist?

Melchtal: Wie soll ich wissen, was ein Bahnhof ist, wo es doch noch gar keine Eisenbahn gibt?

Stauffacher: Und warum sagst du dann, du verstündest nur Bahnhof?

Melchtal: Weil das eine Redewendung ist, die man benutzt, wenn man etwas nicht versteht, was ja passt, da ich nicht weiss, was ein Bahnhof ist, weil es noch keine Eisenbahn gibt.

Stauffacher: Jetzt verstehe ich auch nur noch Bahnhof.

Tell: Sag mal, Karl, was bist du denn von Beruf? Bauer? Fischer? Fährmann?

Marx: Ich habe Kameralistik studiert.

Melchtal: Karamelistik? Du bist Zuckerbäcker?

Marx: Nein, Kameralistik, das ist die Wissenschaft von der staatlichen Verwaltung.

Melchtal: Sagt euch das was?

Stauffacher: Das habe ich noch nie gehört.

Melchtal: Und wozu ist das gut?

Marx: Wie der Vogt eine Verwaltung hat, welche die Unterdrückung organisiert, braucht

auch ihr eine Verwaltung, welche die Freiheit organisiert.

Stauffacher: Warum?

Marx: Es gibt drei Sorten von Menschen: die Dummen, die Bösen und die Gerechten.

Stauffacher: Und zu welchen gehören wir?

Marx: Wir sind die Gerechten.

Melchtal: Und die Vögte?

Marx: Die Vögte sind die Bösen.

Stauffacher: Das leuchtet mir ein. Und wer sind die Dummen?

Marx: Alle Anderen.

Melchtal: Und was machen die?

Marx: Nichts. Sie werden von den Bösen unterdrückt.

Stauffacher: Das stimmt. Und was machen wir jetzt?

Marx: Wir nehmen den Bösen den Besitz weg und kümmern uns um die Dummen.

Melchtal: Das mit den Bösen war ja unser Plan, aber wir können uns nachher nicht auch noch um alle anderen kümmern.

Marx: Müssen wir aber, weil sich die Dummen sonst neue Böse suchen, von welchen sie sich unterdrücken lassen.

Melchtal: Und wie sollen wir das verhindern?

Marx: Wir nehmen den Bösen alles weg ...

Stauffacher: ... und geben es den Dummen. Ich habe begriffen.

Marx: Nicht ganz. Wir können das, was wir den Bösen wegnehmen, nicht einfach so den Dummen geben.

Stauffacher: Wieso nicht?

Marx: Weil die Dummen sonst selber böse werden. Besitz macht böse.

Melchtal: Was sollen wir denn mit den Gütern machen, welche wir den Bösen wegnehmen? Wenn wir sie behalten, dann werden wir ja selber böse.

Marx: Wir schenken alles den Dummen.

Stauffacher: Eben hast du noch gesagt, dass das nicht geht.

Marx: Wir schenken es den Dummen, ohne dass wir ihnen mehr geben, als unbedingt nötig ist.

Melchtal: Also behalten wir doch alles für uns?

Marx: Wir behalten es nicht für uns, sondern für sie. Wir verwalten alles nur. Das nennt sich staatliche Verwaltung.

Melchtal: Was meinst du dazu, Tell?

Tell: Ich verstehe nur Bahnhof.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Wein, Stein und Eisen

Von *Peter Rüedi*



DAC, die Ursprungsbezeichnung in Österreich, heisst Districtus Austriae Controllatus. Das klingt etwas geschwollen, erfüllt aber seinen Zweck, nämlich die Beförderung österreichischer Weine in den Adelsstand, sozusagen. Einmal abgesehen von handfest pragmatischen önologischen Paradigmenwechseln, machen das unsere Nachbarn, die ja ihr monarchistisches Trauma noch immer nicht ganz in der Kapuzinergruft bestattet haben, mit grossem Geschick. Dazu gehört, dass sie ungewöhnlich schnell auf Trendwenden reagieren, etwa auf den neuen Hang der Kundschaft zum Lokalen. Zu regionalen Nischen und unverwechselbaren, eigenwilligen, mitunter auch kantigen und gewöhnungsbedürftigen Originalen.

Der jüngste DAC (2010) in dem an Ungarn und Slowenien angrenzenden Südburgenland umfasst ganze 180 Hektar. Er heisst einprägsam DAC Eisenberg, in Zeiten, da allenthalben die Mineralik von Weinen gepriesen wird, eine sexy Affiche. Eisenberg heisst ein Ort (Eisenberg an der Pinka), aber auch ein 400 Meter aus dem sanften Hügelland aufragender Berg mit tatsächlich eisenhaltigen Lehm- und Schieferböden. Und in der Tat sind die von 15 hauptberuflichen und 25 Nebenerwerbsswinzern ausschliesslich aus Blaufränkisch gekelterten Eisenberger (insgesamt 180 000 Flaschen) eigentlich mit nichts zu vergleichen ausser mit sich selbst. Wer sich etwa eine 2010er Reserve von Mathias Jalits aus Badersdorf zur Brust nimmt, muss etwas Säure und happige Tannine schon aushalten, bevor er die rotbeerigen (Kirschen, Johannisbeeren), würzigen, auch tabakigen Noten und ja: eben die wunderbare Mineralik dieses offensichtlich auf ein langes Leben hin angelegten Weins entdeckt. Dann freilich mag er davon nicht mehr lassen. Natürlich ist dieser Blaufränkische noch jung und braucht noch etwas Luft (besser zwei Stunden im Dekanter als eine). Aber im Unterschied zu vielen vollfetten Ranschmeisern, die nach ein paar Jahren in ihre Bestandteile zerfallen, wird dieser eigenwillige, noch etwas störrische, nervig-drahtige Charakter noch lange und immer neu zu entdecken sein.

Mathias Jalits: Szapary Eisenberg DAC Reserve 2010. 13,5%. Österreich-Weinhandel, Höri. Fr. 21.–. www.oesterreich-weinhandel.ch

Hitze und Feuchtigkeit

Küchengeräte, die man wirklich braucht, Teil II. Einen Combi-Steam von V-Zug, der fast alles kann. *Von David Schnapp*



Für den Alltag und für besondere Kochtechniken: Dampfgarer der Schweizer Firma V-Zug.

Wenn man ein Küchengerät kauft, möchte man gern eines, das möglichst vieles kann. Denn die Geräte brauchen Platz, es ist mühsam, wenn Apparate rumstehen, die man einmal pro Woche oder seltener braucht. Zur Kategorie der Alles- oder zumindest Vielkönner gehören die Dampfgarer neuester Generation des Schweizer Herstellers V-Zug. Mit einem Combi-Steam SL/XSL sind unglaublich viele Anwendungen möglich, unter anderem auch die zurzeit wichtigste Garmethode vieler Spitzenköche, das sogenannte *sous vide* oder, wie es bei V-Zug heisst: «Vacuisine».

Der Combi-Steam ist zuallererst aber ein hervorragendes Alltagsgerät. Es gibt ihn in der Grösse eines Normbackofens oder in halber Höhe, so dass man ihn und einen herkömmlichen Backofen von ebenfalls halber Höhe übereinander einbauen kann, was eine empfehlenswerte Lösung ist. Der vielseitige Dampfgarer kann Gemüse blanchieren, Eier

kochen, Cakes mit schöner, knuspriger Kruste backen, Baby-Schoppen sterilisieren, Früchte oder Gemüse trocknen, bereits gekochte Gerichte regenerieren, Joghurt herstellen, eine Wähe so aufwärmen, dass sie schmeckt wie frisch gebacken, ein Kalbsfilet auf genau 55 Grad Kerntemperatur garen und, und, und. Insgesamt stehen neun Betriebsarten zur Verfügung, inklusive Garautomatik mit programmierten Rezepten.

Das perfekte Spiegelei

Die Kombination von Hitze und Feuchtigkeit ist bei vielen Kochvorgängen äusserst vorteilhaft. Das lässt sich am einfachsten Gericht der Welt zeigen, einem Spiegelei. Das perfekte Spiegelei gelingt einem nämlich nicht, wenn man ein Ei mit Butter in einer Pfanne brät. Das geschmacklich und strukturell beste Ergebnis erreicht man gemäss den Autoren der zeitgenössischen Küchenbibel «Modernist Cuisine»

so: (Bio-)Eier trennen, Eigelbe in eine kleine Tasse geben. Edelstahlringe auf eine Silikonbackmatte legen und Eiweisse in die Ringe giessen. Den Combi-Steam auf 79 Grad Dampf vorheizen und die Eiweisse 15 Minuten garen; herausnehmen, den Ofen etwas abkühlen lassen und anschliessend auf 63 Grad Dampf einstellen. Die Eigelbe vorsichtig auf die Eiweisse legen und zusammen nochmals 25 Minuten garen. Das Ergebnis ist ein wunderbar cremiges Spiegelei mit samtener Textur und intensivem Ei-Geschmack.

Das perfekte Rindsfilet

Was den V-Zug-Dampfgarer von anderen Steamern unterscheidet, sind seine sehr empfindlichen Sensoren. Dadurch ist es möglich, die Temperatur genau zu regeln und zu halten, was unentbehrlich ist für die *sous vide*-Methode, bei der Lebensmittel in einem vakuumverpackten Kunststoffbeutel bei konstanter, niedriger Temperatur über einen längeren Zeitraum gegart werden. Mit «Vacuisine» erhält man hervorragende Ergebnisse: Vitamine und Farbe bleiben erhalten, Gemüse bleibt fest, und Fleisch kann gleichmässig zart auf den Punkt gegart werden.

Für «Vacuisine» muss man zum Beispiel Fleisch erst mal luftdicht verpacken. Dafür genügt trotz Einbussen ein Folienschweissgerät aus dem Haushaltwarengeschäft. Der Nachteil dieser Geräte ist, dass keine Flüssigkeiten vakuumiert werden können. Man muss Bouillon, Fond, Öl, Wasser etc. vor dem Einfüllen in den Beutel einfrieren. Ein Rindsfilet nach dem Rezept der Schweizer Spitzenköchin Tanja Grandits («Stucki», Basel) bereiten wir folgendermassen zu: 1 EL roter Portwein, 2 EL Sojasauce, 1 EL getrocknete Lavendelblüten, 1 EL Zucker und 2 TL Salz mischen und mit der Hälfte der Marinade 600 g Rindsfilet einstreichen. Fleisch vakuumieren und 30 Minuten bei 59 Grad Dampf im Combi-Steam garen.

Fleisch, das so zubereitet wird, hat eine sehr weiche Konsistenz und wird absolut gleichmässig gar. Um aber Röstaromen (aufgrund der Maillard-Reaktion) zu bekommen, muss man das Filet vor dem Servieren unbedingt noch anbraten. Wenn man den Vakuumbbeutel nach dem Dämpfen im Eiswasser kühlt, kann man das Fleisch bis zum Servieren im Kühlschrank aufbewahren. Das Filet zum Schluss in aufschäumender Butter in einer Pfanne einige Minuten anbraten und dabei mit der restlichen Marinade glasieren.

Fazit: Man muss seine Rindsfilets nicht in Folie einschweissen, um Freude zu haben an einem multifunktionalen Steamer. Aber wir empfehlen, das zu versuchen. Das Ergebnis ist sehr überzeugend.

V-Zug-Combi-Steam SL/XSL: Backofen/Steamer. Energieeffizienzklasse A. Ab Fr. 5050.-. www.vzug.com

Weltwoche Nr. 50/2012: Professionelles *sous vide*-Equipment im Vergleich mit dem Haushalt-Dampfgarer.



Auto

Im Land der Schafe

Jaguar hat endlich wieder einen Kombi im Programm. Er ist edel, gutaussehend und erst noch praktisch. *Von David Schnapp*

So viele Schafe hatte ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen. Dutzende von Meilen über teilweise abenteuerliche Strassen und Strässchen fuhr ich in Schottland, um den neuen Jaguar XF Sportbrake kennenzulernen. Nachdem unter der Position «Kombi» lange Zeit nichts mehr im Programm des britischen Autoherstellers stand, ist der Sportbrake ein Gefährt, auf dem viele Hoffnungen ruhen. Es sei eine «strategische Neuheit» und «die Basis für neues Wachstum», sagten die Jaguar-Verantwortlichen bei der Präsentation im Norden Britanniens.

Der neue Katzen-Kombi soll aktive jüngere (und halbwegs vermögende) Leute begeistern, die mit Surfbrettern um die Welt ziehen, Velos mit sich spazieren führen oder einfach nur zwei Kinder ... Deshalb gibt es Zubehör, das es erlaubt, alle möglichen sperrigen Gegenstände mit dem XF zu transportieren. Das alles in einem Auto, das klar gezeichnet ist, mit einer modernen, coupéhaften Linie, die trotzdem etwas Klassisches hat. Solche Prognosen sind zwar immer heikel, aber ich würde dennoch behaupten, dass der Sportbrake auch in fünf Jahren noch gut aussieht, weil er kein übertriebener Schönling ist wie einige Konkurrenten, sondern von fast zeitloser Eleganz.

Die feine englische Art

Den neuen Jaguar-Kombi gibt es mit zwei Motoren, einem relativ genügsamen 2,2-Liter-Diesel und einem sportlichen V6-Turbodiesel, der in zwei Stärken angeboten wird. Weil der Sportbrake so heisst, will man ihn auch entsprechend fahren, deshalb ist der V6 die bessere Wahl, dann macht der XF richtig Spass, hat ausgangs einer engen Kurve oder in Steigun-

gen genug Kraft, das Überholen fühlt sich gut und sicher an. Allerdings dauert es zwei Augenaufschläge lang, bis die beiden Turbolader dem Motor – bildlich gesprochen – Feuer unter dem Hintern machen. Dann aber schießt der fast fünf Meter lange Wagen los, und zu Ende ist es im Prinzip erst bei 250 km/h. Drückt man die Dynamik-Taste, scheint das Auto die Muskeln anzuspannen: Von der etwas synthetischen Lenkung über die Gasannahme bis zum Schaltzeitpunkt und zur Reaktion der serienmässigen Luftfederung befinden sich jetzt alle Systeme in höchster Alarmbereitschaft. So macht der Edeltransporter sogar auf einem Rundkurs keine schlechte Figur.

Obwohl der Sportbrake einen grossen, ebenen Laderaum habe (1675 Liter bei umgeklappter Rückbank) und allerlei praktische Details, müsse es trotzdem ein Jaguar sein, sagte der verantwortliche Designer. Man sitzt also in weichem Leder, sieht Edelmetalle und Holz, die auf hohem Niveau verarbeitet sind. Der Innenraum ist ganz die feine englische Art.

Fazit: Der XF Sportbrake ist ein richtiger Jaguar, aber dennoch ein praktisches Alltagsauto, das von der grossen Ferienfahrt bis zum Wohnungsumzug vielseitig einsetzbar ist. Dann allerdings sollte man vielleicht die schönen Teppiche und das feine Leder grossräumig schützen; man will ja, dass es trotz allem ein Jaguar bleibt.

Jaguar XF Sportbrake V6 Diesel S

Leistung: 275 PS, Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: ab Fr. 81 600.–



Kindisch? Nein.

Die Künstlerin Paige Fearnley, 26, und der Musiker Frence, 43, haben im Sommer geheiratet. Es wurde Pogo getanzt.

Paige: Wir lernten uns an einem Punkkonzert in unserer Heimat Australien kennen. Ich glaube nicht an die Liebe auf den ersten Blick, trotzdem war der Anfang im Nachhinein erstaunlich, denn ich tat, was ich sonst nie tue: Ich sprach Frence an und sagte: «Ich mag die Narbe auf deinem Kopf.» So wurden wir Freunde. Mit ihm war es nie schwierig, wir mussten uns nie verdrehen, damit diese Liebe funktionierte, und er hat mich nie beurteilt, für das, was ich bin und vor allem – nicht bin. Aus all diesen Gründen wollte ich ihn heiraten.

Frence: Musik und alle Elemente des Punkrocks spielen bis heute eine grosse Rolle in unserem Leben. Punk ist ein Gefühl, tief drin in den Eingeweiden. Es ist ein Feuer aus Liebe und Hass, aus Schönheit und Hässlichkeit. Als die Bewegung Ende der siebziger Jahre mit Johnny Rotten und den Sex Pistols in London die grössten Erfolge verbuchte, war ich ein kleiner Junge und Paige noch nicht geboren. Der wilde Lebensstil und die optischen Insignien – Sicherheitsnadeln, Schottenrock, Irokesenfrisur – sind Bestandteile dieser Subkultur, die erstaunlicherweise in jeder Jugendgeneration erneut ein Revival erlebt. Uns geht es um die Weltanschauung und den unkonventionellen Lebensstil, den wir gemeinsam pflegen. Seit ich Paige liebe, übernachtete ich zwar nur noch selten im Übungskeller meiner Punkband Rust, und die Zeit der wilden Besäufnisse ist auch vorbei. Als es um die zugegeben bürgerliche Entscheidung ging zu heiraten, war aber klar, dass das Fest, die Kleidung, die Musik nur eines nicht sein durften: normal.

Paige: Den Entwurf für mein Kleid zeichnete ich am Ende eines sehr rauschhaften Nachmittags. Die Basisteile für den Rock kaufte ich für wenige Dollars im Internet, dann verbrachten meine Freunde und ich Tage damit, den Stoff zu zerreißen, neu zusammenzunähen und mit Spraydosen zu besprühen. Zeitraubender war die Arbeit für die Korsage, sie dauerte über fünf Monate. Hunderte von Metallspitzen mussten befestigt werden, am Schluss wog das Teil über zehn Kilogramm.

Frence: Meine Verlobte hatte noch viele andere Design-Optionen vorbereitet, für den Fall, dass sie sich im letzten Moment für ein anderes Outfit entscheiden würde: Leopard-



«Feuer aus Liebe und Hass»: Ehepaar Paige Fearnley und Frence.

dress, ein anderes Bustier, drei Paar verschiedene Doc-Martens-Stiefel. Die Vollendung von Paiges idealen Hochzeitskleidern brachte uns bereits an den Rand des Wahnsinns: Auch um die Nerven zu schonen, wählte ich einen klassischen Anzug.

Paige: Die Familie meines Vaters ist schottisch, und obwohl ich keinen Kontakt zu ihr pflege, flossen die Stilelemente, die auch in der Punkkultur nicht wegzudenken sind, in die Gestaltung der Festivitäten mit ein. Nach der Fahrt mit einem alten London-Bus hielten alle einen grossen Quaich fest, das ist ein traditionelles schottisches Trinkgefäss mit zwei Henkeln. Nicht nur Bier und Drambuie flossen allerdings in Strömen.

Frence: Es schüttete wie aus Kübeln. Die orangefarbene, rund dreissig Zentimeter hohe Irokesenfrisur von Paige brach innert Minuten in sich zusammen. Danach quetschten sich alle Leute in den viel zu kleinen überdachten Pavil-

lon: Es war lustig, chaotisch – eigentlich genauso, wie auch wir sind. Bei den anschliessenden Punkkonzerten tanzten die Gäste Pogo, dabei springt man, sich anrempelnd, wie wild durcheinander. Kindisch? Nein, es war lustig, weil masslos.

Paige: Frence und ich hatten beide schwere Zeiten hinter uns, bevor sich das Schicksal gnädig zeigte und uns zueinanderführte. Unsere Verbindung ist für mich auch aus diesem Grund heilig, und der Gedanke an gemeinsame Kinder erfüllt uns beide mit Glück. Die grösste Freude am grossen Tag war meine Schwiegermutter: Sie trug kleine Gitarren als Ohrringe und hatte sich neonfarbene Stäbchen ins Haar gesteckt. Sie hielt eine rührende Rede, voller Zuneigung und Verständnis für unsere Liebe. Darum möchte ich ihr jetzt zurufen: «Nanna, das werden wir dir nie vergessen!»

Protokoll: Franziska K. Müller

1		2		3		4		5	6	7	8	
								9				
10	11		12									
13								14				15
16						17						
								18		19		
20				21	22	23		24				
			25						26	27		28
29		30							31			
		32						33				
				34								
35								36				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Temporäre Tüftelei

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Kreuzung, die in verschiedene Richtungen weist. 4 Mit dem treuen Begleiter weiter und weiter. 9 Von dort gesehen lässt Bordeaux aus dem fernen Westen grüssen. 10 Nachricht, oft vertraulich und immer schwer verdaulich. 13 Pessimisten malen auch ohne sie schwarz. 14 Womit das Möbelstück, richtig gedreht, zum Instrument wird. 16 Was am Himmel prangt und voller Geld auch hängt, ist leider nur ein Märchen. 18 Hilft es wirklich nichts, bleibt immer noch die Hoffnung. 20 Stehen an verschiedenen Standorten, gerne auch nahe bei Unternehmen. 25 Wer etwas vom Leben versteht, will so sein, so oft es geht, so Busch. 26 Da zahlt man ganz gut Zaster, auf diesem japanischen Pflaster. 29 Verschiedene Körper stehen da auf dem Stundenplan. 31 Bei solch einem Teil staunt der Laie, und der Maurer mit ihm. 32 Um ein höheres Niveau zu erreichen, ist sie schon nötig. 33 Rekordhalter, der Stürmer vergangener Zeiten. 34 Aus fernöstlicher Sichtweise ein Charakterstärke versprechender Kampfsport. 35 Schwierig, bei den verführerischen Süssen einen klaren Kopf zu bewahren. 36 Vielseitig einsetzbarer Techniker von Technikern für Techniker.

Senkrecht — 1 Norwegische Festung, längst fest in schwedischer Hand. 2 Was Amerikaner in indianischen Geheimzeichen sahen. 3 Nimmt man noch eines dazu, lohnt es sich, besonders dort. 4 Die Sache ist manchmal eine ernste Angelegenheit, bei der man festsetzt. 5 Tadellos, wie er den Fehler ausbügelt. 6 Sie bringt Gewünschtes mit Nebengeräuschen in Form. 7 Wo's bei den Schweizern schon elf dann ist. 8 Abschlag per Handschlag, zum Beispiel. 11 Es steht zwischen dem Ersten und weiteren der gleichen Art. 12 Was Viele ahnungslos sein möchten. 15 Für die einen besonders, für andere gleichbleibend mühsam. 17 Solche Strahlen sind für Künstler schwer zu malen. 18 Sie leben in Gewässern und Bergen und gleichen laut Paracelsus Zwergen. 19 Gemeinsamkeit von Laura, der Schauspielerin und Brunolf, dem Ingenieur. 20 Ausgemessener Raum für diverse Produkte. 21 Worin früher Sklaven ruderten. 22 Hört sich gleich an, ob aus Holz oder Knochen. 23 Weise, aber dort in keiner Weise mehr hilfreich, die Namensgeberin. 24 Panzerknackers dauerhaftes Lieblingsobjekt. 27 Ist kein Lohn aber immerhin Geld. 28 Einige geben sie, und sehr viele nehmen sie. 30 Stadt mit erster türkischer Zuckerfabrik.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 294

	S	C	H	O	T	T	E	R		H	U	H	N	
B	U	H		B	A	R	C	E	L	O	N	A		J
E	D	E	L	S	T	A	H	L		P	R	A	H	A
L	A	S		K	R	I	T	I	S	I	E	R	E	N
L		T	O	U	A	T		E			N	E	U	E
O	D	E	U	R		E	F	F	E	K	T		R	
W	I	R	T		B	U	E	S	I		A	G	E	R
	A	P	A	A	R	L		R	E	B	E		I	
F	L	E	U	R	S		S	K	E	L	E	T	T	E
A	E	B	T	I	S		I	N		I	L	T	I	S
N	K	R		E			G	U	R	T		O	P	I
S	T	O	S	S	E	N		T		E	I	S	I	G

Waagrecht — 1 SCHOTTER 8 HUH N 11 BUH (Hub) 12 BARCELONA (Gaudi: span. Architekt, der viel in Barcelona baute) 14 EDELSTAHL 15 PRAHA (Prag in der Landessprache) 17 LAS (3. Prs. Imperfekt, = span. die, Mehrz. weiblich) 18 KRITISIEREN 19 TOUAT (= franz. atout, Pluspunkt) 21 NEUE 22 ODEUR 24 EFFEKT 27 WIRT (-schaft) 28 BUESI 29 AGER (Fluss in Österreich) 32 PAARL (= Perle, Stadt und Weingebiet in Südafrika) 34 REBE 36 FLEURS (= franz. Blumen, ... des Bösen, Gedichte) 38 SKELLETTE 41 AEBTISSIN 42 ILTIS 43 NKR (Abk. f. Norwegische Krone) 44 GURT 45 OPI (AutoPilot) 46 STOSSEN (Gewichtheben) 47 EISIG (auch: bitterkalt)

Senkrecht — 1 SUDA (umfangreiches byzant. Lexikon um 970) 2 CHESTER (-ton, G.K., Schöpfer des «Father Brown») 3 OBSKUR (Camera obscura) 4 TATRA (Gebirge in der Slowakei und Polen) 5 TRAITEUR 6 ECHT 7 RELIEFS 8 HOPI (nordamerik. Indianerstamm) 9 UNRENTABEL 10 HAARE 11 BELLOW (= engl. Gebrüll und amerik. Schriftsteller) 13 JANE (Fonda, spielte im SF-Film «Barbarella», 1968) 16 HEURE (= franz. Stunde) 20 OUTPUT 23 DIALEKT 25 FELSIG 26 EIRE (Eigennamen von Irland) 28 BASS 30 GETTOS 31 RIESIG 33 ARIES (= lat. Widder, Tierkreiszeichen) 35 ELITE 36 FANS 37 EBRO (span. Fluss) 39 KNUT (Schutzheiliger Dänemarks; Hamsun, Autor von «Hunger») 40 TIPI (Zelt der nordamerikanischer Indianer)

Lösungswort — **CHOLERIKER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

LIEBE | KRAFT



BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | bucherer.com